

Du bist nicht dein Job

Du weißt nicht, wieviel Geld du auf der Bank hast. Du bist nicht der Inhalt deiner Brieftasche.

Chuck Palahniuks, ›Fight Club‹

›Wir lernten ihn als sehr zuverlässigen, einsatzbereiten und verantwortungsbewussten Mitarbeiter kennen. ... Er verlässt unser Unternehmen auf eigenen Wunsch, um sich neuen Herausforderungen zu stellen. ... Wir wünschen ihm für seine weitere berufliche und private Zukunft alles erdenklich Gute.‹

Diesen Passus hatte Rob sich vom Personalchef einbauen lassen, um bei der Suche nach einem neuen Job nicht als entlassener Bittsteller dazustehen.

Zum zweiten Mal innerhalb dreier Jahre bekam er ein hervorragendes Arbeitszeugnis ausgestellt. Beide Kündigungen trafen ihn wie viele andere Journalisten innerhalb einer so genannten Medienkrise. Arbeitslose Journalisten finden nicht so schnell wieder Anschluss – aber das Positive dabei: Sie werden von amtswegen auch nicht so schnell dazu gezwungen.

›Das hat nichts mit Ihnen oder Ihrer Arbeit zu tun, das ist betriebsbedingt‹, gab ihm sein Chef beim letzten Gespräch mit auf den Weg.

Natürlich nicht, dachte Rob, ich gehörte ja nicht zum Betrieb. Naiv, daran zu glauben, dass eine Kündigung nichts Persönliches ist. Die Einstellung ist ja auch nichts Persönliches – oder?

Jetzt würde sie wieder kommen, die Zeit der gleichfalls nicht persönlich zu nehmenden Absagen, im Stile von: ›Es ist keine leichte Aufgabe gewesen, aus der Fülle der durchweg qualifizierten Bewerber/innen einen Mitarbeiter/in auszuwählen. Zu unserem Bedauern...‹

Geht es noch zynischer? Auf dem Heimweg dachte Robert, Arbeit hält eigentlich nur zwei Übel von uns fern: Langeweile und Nichtzugehörigkeit. Die Lohnarbeit ist für für viele Menschen die einzige Entschuldigung, die sie wie ein rezeptfreies Betäubungsmittel nutzen und dabei auch noch meinen, Geschäftsgespräche seien Unterhaltung. Arbeit, die Freude macht, ist schon zur Hälfte fertig. Das tat der letzte Job von Rob nur bedingt. Ein unnützes Leben ist ein früher Tod.

Robert war überzeugt, dass er irgendwann Ruhm erringen würde, wusste, dass entlassene Journalisten die besten Schriftsteller sind: Beraubt ihres Berufes, können sie sich voll ihrer Berufung widmen. Dies war die Ursache, warum er so wenig Wert auf feste Arbeit legte. Davon gab es mehr als genug. Man musste nur über seinen Schatten springen. Springen und schweigen. Manch Phase zum Erwerb seines Lebensunterhaltes kommt besser nie ans Licht, erscheint besser nie in irgendeiner Biographie, obwohl man sie so oft der Welt entgeschleudern möchte. Wer sich als Nackttänzer in Bangkok die Urlaubskasse aufbessert (die Bezahlung für einen Weißen war fürstlich) oder als Schnellmaler zu Klängen einer Rockband in Charleston/USA auf der Bühne Bilder malte (von Bezahlung wollen wir nicht reden), würde überall durchkommen. Jeder kann seine fünf Minuten Ruhm bekommen, wenn er sein Spielfeld dafür findet. Ein großes Talent soll man nicht mit einem kleinen Amt betrauen, war Robs Überzeugung. Ein Volk von lauter Bauern würde wenig entdecken und erfinden. Aber müßige Hände geben tätige Köpfe. Man sollte das Studium des Müßiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion erklären. Die Schule reduziert das Leben, für das gelernt wird, auf das Erwerbsleben. Sie bereitet nicht auf Muße vor. Wir trainieren Kinder wie Motoren. Unsere Leistungsschule ist nicht auf Arbeiten fixiert und nicht auf ausspannen. Ist Müßiggang nicht ohnehin das einzige Fragment einer Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradies blieb? Als Robert sich in das Leben eines Müßiggängers stürzte, bemerkte er, dass Leute, die in jeder Hinsicht unter ihm standen, ihn darin schlugen; das schmerzte und er gelangte zu der Überzeugung, hier läge nicht seine Bestimmung. Rob ging es wie dem Armamputierten, dem bei jedem Wetterumschwung der fehlende Arm quält. Er brauchte nur zu wollen und die Stoffe zu bearbeiten, die er in sich selbst fühlte. Seine Bücher lagen in der Luft. Aus jeder Seite würde ein Lied werden, aus jedem Kapitel ein Drehbuch. Er war nur die Brücke zwischen Stoff und Niederschrift auf dem Weg zum Licht.

Eines wollte Robert nicht berücksichtigen: Man kann auch in der Mitte der Gesellschaft von den Rändern fallen. Ehrgeizigen, denen der Weg zu Ehren verschlossen ist, hat das Schicksal das Schlimmste angetan. Wissen und kein Beruf schon viel Unheil schuf. Es ist doch furchtbar, gebildet zu sein, wenn man nicht über eine gewisse Stufe hinaus kommt. So ist es doch besser, man fängt gar nicht erst an zu klettern.

Hartnäckigkeit ist eine Tochter der Schwäche, nämlich der Verstandesschwäche, die nicht weiß, welche unterschiedliche Wege unser Denken einschlagen kann. Niemand urteilt schärfer als der Ungebildete; er kennt keine Gegengründe. Der Kluge lernt, der Dummkopf erteilt gern Belehrungen. Mehr sein als scheinen ist das Joch des Aufgeklärten. Der einzige Vorteil seiner Klugheit bleibt, dass er sich dumm stellen kann. Das Gegenteil ist schon schwieriger.

Es gibt nichts, das ich beim dritten Anlauf nicht meistern kann, bläute Rob sich ein. Er besaß das große Talent, die Rahmenbedingungen seines Lebens vollkommen zu ignorieren – nahm Rob seine Entlassung gelassen. Langweilen würde er sich nicht und von Not konnte in dem fetten Land, in dem er lebte, keine Rede sein. Um so stärker traf Roberts Entlassung Mina. Ihre Reaktion zerstörte augenblicklich seine

zurechtgedachte Gelassenheit. Sie machte ihm keine Szene. Gerade ihre Stille verriet jedoch ihre maßlose Enttäuschung. Mit diesem Menschen eine Zukunft planen, ist nicht nur ein Spiel mit dem Feuer, sondern auch eines mit dem Wohlstand, dachte Mina: Haus, Garten, Familie – ihre Bilder verschwammen im Nebel auf der anderen Seite einer steilen, unüberwindlichen Schlucht. Wie sollte das passen? Passte ihre Liebe überhaupt zueinander? Er dagegen hatte sich nie gefragt, ob sie zu ihm passte. Er liebte sie einfach, auch wenn er ahnte, dass diese Liebe wie die Zuneigung des Mondes zur Sonne war – sich ausschließend. Ohne dich kann ich nicht Leuchten, aber mit dir niemals sein, sagte der Mond zur Sonne.

Auch wenn Mina die Rolle der Schweigerin übernahm, ausschweigen konnte und wollte Rob die Sache nicht:

»Ich möchte so leben, dass ich sowohl mit den Händen als auch mit dem Gefühl und dem Verstand arbeite.«
»Du redest, als hättest du die Wahl. Was sage ich, du spottest über Arbeit, die du nicht hast. Über Arbeit zu lästern, kann man sich nur erlauben, so lange man sie hat.«

Rob war erstaunt über ihr Plädoyer für Arbeit. Es war, als hätte sie sich innerhalb kürzester Zeit vom ausgelassenen Teenager in eine resignierte Mittdreißigerin verwandelt – als hätte sie die lebensfrohe Twen-Dekade, in deren Mitte sie sich mittlerweile befand, völlig übersprungen. Er sagte:

»Wenn Arbeit alles wäre, gäbe es keinen Lebenssinn mehr für Alte und noch keinen für Kinder und nie einen für Krüppel. Unser Berufsleben allein wäre kein sehr glücklicher Zustand, hätten wir nicht unser Privatleben.«

»Ein Privatleben daneben, das ja«, sagte Mina spontan.

Ihr diene Arbeit ihr als Erholung für eine andere. Als Studentin drehte sich für sie alles um ihren künftigen Job. Mehr noch als das, kreiste ihr ganzes Lebensmodell um den Job ihres Partners.

Als erriete er diese Gedanken und sähe die Pflicht, sich zu verteidigen, erwiderte Rob auf etwas, das sie nie gesagt hatte:

»Ich halte nichts vom Recht auf Arbeit. Ich halte es für das größte Recht des Menschen, nichts zu tun. Die Muße, nicht die Arbeit ist das Ziel des Menschen. Keine Arbeit und kein Geld, aber Ruhe. Es gibt sogar eine Branche, die ihre ganze Kraft darauf verwendet, möglichst wenig zu tun: Die Logistik. Ihr Leitspruch lautet ›Keine Bewegung ist die beste Bewegung‹.«

Eine bange Ruhe stellte sich nach Roberts Worten ein. Ein Schweigen, das nicht davon herrührte, dass alles gesagt worden war. Rob fuhr schließlich fort, sein Weltbild vom Recht auf Muße zu erläutern:

»Mir scheint, nicht frei zu sein, wer nichts tut. Nichtstun ist die schwierigste aller Beschäftigungen und zugleich diejenige, die am meisten Geist voraussetzt. Wer frei ist von Arbeit, kann sich der Weisheit widmen.«

»Du meinst die Rentner?«, fragte Mina.

»Nein, als Rentner sind alle Züge der Weisheit abefahren. Altern ist deshalb so schwierig, weil man mit der Pensionierung plötzlich die Verantwortung über sein Leben übernehmen muss. Das überfordert viele. Sie merken, dass Nichtstun nur Spaß macht, wenn man viel zu tun hat. Nichts erfordert mehr Geist als nichts zu tun zu haben und trotzdem nichts zu tun.«

Plötzlich veränderte sich Robs Gesichtsausdruck. Im Gegensatz zum Pathos von gerade eben lag in seinen Worten nun Melancholie:

»Angst vor der Zukunft heißt heute Angst vor keiner Zukunft. Die Frage ist nicht mehr die, wie man die Früchte der Arbeit gerecht verteilt, sondern wie man die Konsequenzen der Nichtarbeit erträglich macht. Es ist natürlicher nach dem Essen zu suchen als nach dem Appetit. Es wird künftig weniger auf die Arbeit ankommen als auf die Faulheit.«

Als junger Mann dachte Robert, die Zukunft ist die Ausrede all jener, die in der Gegenwart nichts tun wollen. Das künftige Leben interessiert sie mehr als das Gegenwärtige. Jetzt sah er das differenziert: So viel es für das Leben der Menschheit wünschenswert ist, die Zukunft zu wissen, ist es wenig im Leben des Einzelnen. Für ihn ist die Unkenntnis künftiger Übel besser als das Wissen darum.

Wir arbeiten das ganze Jahr, um die Freude des Urlaubs genießen zu können. Wir fühlen uns verpflichtet, sich darüber zu freuen. Das ist eine Qual, wie jede andere auch. Dasselbe gilt für den Sonntag. Die Illusion von Freizeit macht uns die Leere des geschäftigen Spektakels, in dem wir leben, deutlich. Der gleiche abwesende Blick starr auf ein halbvolles Glas, in den Fernseher, den Löffel voller Heroin, die langen Autoschlängen, die bunte Leuchtreklame, die Fertighäuser, die das Bild der Umgebung zerstört haben. Es wird einem schlecht von der Monotonie und der Öde. Lieber noch, zu schlafen, zu lachen, zu spielen, spazieren zu gehen, Musik zu hören oder zu machen.

Auf sein Leben blickend, sprach nun Rob:

»Für den Arbeitswilligen wird das Nichtstun zur Schwerstarbeit, ebenso wie das Reisen für den Heimatsuchenden kein immerwährender Urlaub ist. Man hat niemand und nichts und fährt in der Welt herum mit einem Koffer und einem Notebook und eigentlich ohne Neugierde, die plötzlich zu Ende ist, und es ist nur noch Grauen da. Hätte man wenigstens seine Erinnerungen. Aber wer hat die? Vielleicht muss man alt sein, um an vieles heranreichen zu können. Ich denke es mir gut, bald alt zu sein. Nein, zu viel Freizeit ist kein

immerwährender Sonntag!«

»Du sagst es«, widersprach ihm Mina nicht. Er vertrat ja jetzt ihren Standpunkt. Heimisch in der Welt wird man nur durch Arbeit. Wer nicht arbeitet, ist heimatlos.

»Was willst du nun machen? Wieder ein anderes Feld beackern?«

Das, was sie als Vorwurf meinte, war für ihn ein Kompliment. Er war zwar Journalist, doch einer ohne Schwerpunkte. Die Not kann den Schmied lehren, Stiefel zu nähen. Der Reiz des Neuen war Robs bester Lehrmeister. Esoterik, Erotik, Verkehr, Medien und Finanzen – in den unterschiedlichsten Redaktionen hatte er sein Geld verdient. Nur zu seinem Steckenpferd, dem Reiseressort, hatte es der Diplom-Geograph, nicht gebracht. Lediglich einzelne Reisereportagen konnte er bislang plazieren.

Seinem journalistischen Zickzackkurs ging eine ebenso diffuse Ausbildung voraus. Noch im ersten Semester wechselte Rob von Betriebswirtschaftslehre zur Geographie. Aber Erdkundelehrer werden, wollte er nicht. Er musste alles selbst ausprobieren, was seiner Ansicht nach ein Wesensmerkmal war, das Lehrern fehlte. Das ganze Schulsystem schien auf dem Prinzip zu fußen, dass ausgerechnet die, die ihren eigenen Weg nicht kennen, anderen die Richtung zeigten. Viele Lehrer scheinen außerdem ihre Kraft aus ihren Schülern zu schöpfen, anstatt ihnen Kraft zu geben. So wundert nicht, dass aus der Schulzeit vielen nur die Bildungslücken in Erinnerung bleiben. Die Bibliotheken füllen sich mit Büchern. Die Köpfe werden aber immer leerer. Bei den Vorlesungen an den Universitäten werden lediglich die Notizen der Professoren zu Notizen der Studenten, ohne dass sie den Geist beider passieren. Ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Wahrnehmung über die Bildung betrifft, ein ganz anderer sein. Eines aber trifft immer zu: Wenn man schon ein Gefangener seines eigenen Geistes ist, kann man wenigstens dafür sorgen, dass die Zelle gut möbliert ist.

Mit dem Nebenfach Völkerkunde wollte er im Tourismus Fuß fassen. Es gelang ihm, während der Semesterferien als Studienreiseleiter zu jobben. Was macht man eigentlich in seiner Freizeit, wenn der Beruf Freizeit ist, dachte er damals begeistert. Die Arbeit reizte ihn nur solange sie schwer war. Sobald sich Routine einstellte, die sich die meisten ja gerade wünschen, um endlich zur Ruhe zu kommen, verblasste für Rob der Reiz des Neuen. Nach dem dritten Besuch eines Landstriches langweilten ihn die Sehenswürdigkeiten fast ebenso wie die Menschen, denen er sie erklären musste. Ihm machte es nichts aus, dass Reiseleiter einen sozialen Umgang wie der Tod haben. Sie sehen jeden nur ein Mal.

Mit der Spezialisierung auf Städtebau in einem weiteren Nebenfach wechselte Robert seine berufliche Priorität. Doch zwei Praktika bei Stadtplanungsämtern öffneten ihm die Augen. Die Stadtplaner, die er kennenlernte, verband als Berufskrankheit die Resignation. Trotz ihres Wissens, etwa um Frischluftschneisen oder soziale Viertelbildung – letztlich siegte bei Bauprojekten immer das Geld. Vielleicht wäre BWL doch die richtige Wahl gewesen, dachte Rob in der zweiten Hälfte seines Studiums der Stadtgeographie. Er hatte erkannt, dass er nur deshalb dieses Fach gewählt hatte, weil er die Kontrolle liebte, besessen davon etwas überblicken zu können. Die Kontrolle über die Erde ist Physikern und Geographen heilig. Sie fühlen sich stark darin, die Erde zu kartieren und zu quantifizieren. Und sie gleichen dabei nur einer Ameise, die sich aus einem Tropfen Spucke quält und glaubt, über den Atlantik geschwommen zu sein.

Robert war damals bereit, seine bisherige Ausbildung an den Nagel zu hängen. Deshalb unterzog er sich dem Pilotentest der Lufthansa. Der Test war kein Erfolg. Dann, mit Ende 20, kam er über freie Mitarbeiter zum Journalismus. Das gefiel. Ein TV-Volontariat zu ergattern, war selbst in der Boomphase der Privatsender nicht leicht. Nach der Ausbildung folgte Stagnation, ein leidenschaftsloser Job jagte den anderen.

An all das dachte Rob, als ihn Mina gefragt hatte, was er nun machen wolle? Wieder ein anderes Feld beackern? Was sie als Vorwurf meinte, konnte er sich gut vorstellen. Nur eines wollte er nicht mehr, Künstler werden. Zu viele so genannte Maler hatte er kennengelernt: Mit Models, dicken und dünnen jungen Frauen, durch die Bars zogen sie, völlig unbekannt, aber gewissermaßen im Vorgriff auf einen Erfolg, dessen man sich ganz sicher sein konnte, opulent lebend. Als Vertreter der Musen nicht immer nur eine einzige Muse anbetend – man kann sich solchen Einschränkungen gar nicht unterwerfen. Ein Maler, ein Dichter – Ingenieure der Seele – müssen die Quellen ihrer geistigen Inspiration von Zeit zu Zeit erneuern. So manche Frau, die einem über den Weg läuft, verwandelt sich gleich im Bett in eine Mona Lisa oder ein Sonett. Nein, all das war das Künstlerleben nicht. Naivität ist etwas sympathisches. Bis sie verführt wird. Dann ist sie nur noch deprimierend, wenn man erkennt, dass man nur geduldet wird, solange man mit dem Strom schwimmt. Um dagegen zu halten, braucht es ganz andere Talente. Sehr viel handgreiflichere, sehr viel klarsichtigere, sehr viel verbittertere.

Mina erahnte seine Gedanken, sah förmlich, dass es ihn nach Neuem durstete. Sie wollte ihn wieder auf den Boden der Realität zurückholen. Sie sagte:

»Jeder übe sich in der Kunst, die er erlernt hat und vervollkomme sie nach seinem besten Können. Menschen neigen dazu, an etwas Spaß zu haben, dass sie können.«

Das Fass an Lobeshymnen auf den werktätigen Menschen und gleichzeitig an Vorwürfen an seine Karriereplanung war voll. Voller Verachtung sagte Rob:

»Unternehmer werden oft überschätzt. Viele von ihnen sind die größten Phlegmatiker, erpicht darauf mit einer einzigen Idee ihr Leben auf Kosten anderer zu bestreiten. Wer immer im Beruf Erfolg hat, tut das auf Kosten anderer und zieht Vorteile aus deren Verlusten. Hinter jedem glänzenden Geschäft lauert der Schatten des Betrugs und Diebstahls. Ein bekannter Autor ist nur ein Dieb der Zeit seiner

Leser.«

Es ist schon so – Beliebtheit und Erfolg beruhen nicht selten auf den Schwächen der Gegner. Der Preis des Erfolgreichen erinnert an das Bergsteigen: Auf dem Gipfel ist jeder umringt von grenzenlosem Glück und grenzloser Einsamkeit. Den Unglücklichen hasst man, den Glücklichen verachtet man. Der Himmel gehört allen, die Erde wenigen, vor allem nicht denjenigen, denen sie gehören sollte. So viele sind lebendig, aber sie leben nicht. Für sie ist das Leben nichts als die endlose Vorbereitung einer Vorstellung, die nie stattfinden wird. Ihr Dasein ist wie ein Wohnwagen ohne Räder. Sie sind alle nur Dauercamper. Sie arbeiten, als würden sie ein Projekt managen, nur um es zu präsentieren, ohne aber je die Ausführung zu erwägen. Sie gehen zur Kirche, doch keiner betet dafür, dass er beizeiten Amen sagt, ehe ihm der Teufel einen Querstrich durch sein Gebet macht.

»Unsere Generation besteht nicht mehr aus Handwerkern«, führte Rob seine Gedanken weiter aus, »sie besteht aus Sachverständigen, die sich auf eine von ihnen gewählte Form der Unwissenheit beschränken und sich weigern, etwas hinzuzulernen. Das bringt mehr ein, sagen sie – nur kommt nichts raus bei einer Arbeit, ohne sich die Finger zu beschmutzen. Man braucht nur eine Krawatte umzubinden, sagen sie, sich stillschweigend das Problem anzuhören und kommt sich vor wie ein Orakel. Dann muss man die Antwort in feierliche, verschwommene Worte kleiden, damit der zu Beratende einen ebenfalls für ein Orakel hält, das seiner Bezahlung würdig ist. Der Kunde muss seine eigene Unterlegenheit spüren, aber nur geringfügig, so dass er glaubt, noch den Experten zu verstehen.

Expertenwissen – Papperlapp: Germanisten, die, um mehr Kleinschreibung zu erreichen, tausende neue Großschreibungen einführen und eine ss-Regel modern finden, die um 1850 mal kurz in Mode war. Selbst die Alpinisten stellen nach 240 Jahren plötzlich fest, dass sie schon 50 Jahre früher als gedacht auf die Zugspitze gekraxelt sind. Unsere ganze Wissenschaft ist doch eher eine II-mal-Daumenschaft.«

Das Leben ist wie ein Wendebild: Selbst mit dem Rücken an der Wand immer für eine Überraschung gut. Wir sind nichts. Und dieses Nichts hält sein Leben für die Neujahrsnacht der Zeit. Jeder Mensch wird mit einem stattlichen Scheck auf die Zukunft geboren; aber dieser Scheck ist für die meisten wertlos, denn sie sind nicht im Stande, ihn einzulösen. Leben ist eine Fremdsprache, die von den meisten falsch ausgesprochen wird. Sie leben auf, aber nicht mit der Welt. Für sie kommt die Stunde, die Scherben ihres Lebens zu sammeln, um sich daraus ein neues zu reihen. Kleinbürgermief, flach dahin plätscherndes Leben bis zum Tod.

Wieder fasste Robert seine Gedanken zusammen und sagte:

»Gauguin wusste mit einem Mal, dass er kein Bankangestellter war; er war Maler. Auch Jesus blieb kein Zimmermann. Wir haben alle ein Recht, den Kurs zu ändern, auch wenn die Verführung, nämlich alles auf die einfachste Art von Wiederholungen zu reduzieren, verständlich scheint.

Die Jugend wird damit motiviert, indem man ihr einbläut, kein lockendes Ziel läge zu fern für den, der sich mit Ausdauer rüstet. Niemand sagt ihr, dass diese Ausdauer nur jene niederen Tugend ist, die der Mittelmäßigkeit zu Erfolg verhilft. Auf diese Weise kann jeder, der systematisch acht Stunden täglich arbeitet, es dazu bringen, Chef zu werden, um vierzehn Stunden täglich zu arbeiten. Solche Menschen haben nichts, außer ihrer Geste des Erwerbs, außer ihrer täglichen Kraft, die sie nicht nutzen. Da sie das Dasein nicht nutzen, nutzt das Dasein sie ab. Sie sind auf der Flucht aus sich selbst heraus, sie leben für die Arbeit, anstatt zu arbeiten, um zu leben.«

Fast alle Menschen träumen im tiefsten Inneren von einem großen eigenen Imperialismus, von der Unterwerfung aller Menschen, der Hingabe aller Frauen, der Anbetung durch alle Völker. Wenn das Schicksal ruft: *Faites vos jeux!* – so achten das die Wenigsten; erst wenn sie hören: *Rien ne va plus!*, bekommen sie Lust, aber zu spät, zu spät! Mir scheint, dass die Hälfte von dem, was wir tun oder versuchen zu sein, auf einen Entwurf für die Zukunft hinausläuft, die wir uns vergeblich vorzustellen versuchen. Ein Mensch erblickt das Licht der Welt, doch oft hat sich herausgestellt, nach manchem trüb verbrachten Jahr, dass dies der einzige Lichtblick war. Dann schimpfen die Leute über das, was sie ihr Schicksal nennen. Das ist, als schimpfe der Bucklige auf den Spiegel. Dabei sind das meistens ihre eigenen dummen Streiche. Wenn die Unfähigkeit einen Decknamen braucht, nennt sie sich Pech.

Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer denkt bei dessen traurigen, starren Äste, dass diese im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, Früchte tragen. Doch wir hoffen es, wir wissen es. Die Menschen träumen oft von den besten Zeiten ihres Lebens. Alte Leute erinnern sich an die ferne Vergangenheit, um zu ihr zurückzukehren, um dort Lebenskraft zu suchen, um sich jung, schön und von Liebe umgeben wiederzufinden. Wir werden vom Leben hart- oder weich geklopft. Es kommt auf das Material an.

»Hast du schon einmal daran gedacht, dass Menschen die Karriereleiter nur erklimmen, weil sie nicht genug Qualifikationen haben, die sie am Boden halten würden?« fragte Robert. »Sie haben jene ausgesprochene Abneigung, irgendwo mit Hand anzulegen, welche die Voraussetzung großer Karrieren ist. Es gibt zwei Wege, Karriere zu machen – etwas zu leisten oder nur so zu tun. Ein guter Anwalt bleibt seinem Beruf treu. Wer nicht ganz so begabt ist, wird Richard Nixon. Das Talent manches Menschen erscheint geringer als es ist, weil er sich immer zu große Aufgaben gestellt hat. Der Strohalm in der Wüste ist mehr als der Mammutbaum im Wald.

Wieviele Schultern ohne Kraft haben sich zu schwere Lasten aufbürden lassen? Wieviel Aufstieg bis zur absoluten Inkompetenz verkraftet die Welt?«

Mina musste zugeben, man braucht nicht geistreich sein, um zu wissen, dass man begabt ist, aber man braucht Geist, um zu verbergen, dass man keine Begabung hat. Sie sprach:

»Die meisten bilden sich ein, den Weg der Leistung zu gehen. Weise wäre das, denn da gibt es weniger Konkurrenz. Doch dieser Weg ist steiniger oder existiert noch gar nicht. Wer in die Fußstapfen anderer tritt, wie beim Tanz der Polonaise, hinterläßt keine eigenen Spuren. So verhält es sich auch mit einer Gesellschaft, in welcher alle immer wieder ein und dasselbe verrichten. Sie hört auf, eine Gesellschaft zu sein. Die Berufe erst bilden eine Gesellschaft. Jeder Beruf ist das Rückgrat des Lebens für den Einzelnen. Eine kleine Stelle, die einen ganz erfüllt, ist ein Ehrenplatz, die größte, der man nicht genügt, ein Pranger.«

Roberts Sichtweise war anders. Er erklärte die Arbeit ebenfalls, aber in einer unorthodoxen Art. Er war der Ansicht, dass der Beruf der Weg ist, das Individuum auf eine Weise, die der Gesamtheit dient, vom Leben zum Tod zu befördern.

»Wir arbeiten alle daran, nicht mehr arbeiten zu müssen. Und das nur, weil uns das Talent zum Glück fehlt«, wandte er sich an Mina.

»Ja, könnte man Glück kaufen, würden wir es in Übergröße nehmen«, sagte sie. Er antwortete:

»Viele arbeiten aus Notwendigkeit, andere, weil sie es sich angewöhnt haben. Ihr Werk gleicht dem Angeln in Gewässern, in denen noch nie Fische waren. Ihren Beruf haben sie nur, um nützlich zu erscheinen. Die bange Sorge jedes Menschen müsste aber sein: Wie kann ich nützen? Kann ich nicht irgendeinem Zweck dienen? Ein Mensch sagt – und ist stolz darauf – er geht in seinen Pflichten auf. Bald aber, nicht mehr ganz so munter, geht er in seinen Pflichten unter.«

Es klingelte an der Tür. Überraschungsbesuche sind seit dem 20. Jahrhundert selten geworden. Das Telefon hat sie ausgemerzt. Um so mehr freute sich Rob, wenn sich manchmal seine Freunde über das ungeschriebene Gesetz der Ankündigung per Telefon hinwegsetzten. Mina hasste es. In der Tür standen Paul und Nik. Sie konnten von Roberts Entlassung noch nichts erfahren haben. Es war Zufall, dass sie gerade jetzt auftauchten mit zwei Flaschen Wein. Zufall? fragte sich Rob. Auf den Zufall und seine Bräute, die Gelegenheit und ihre Ergreifung. Gepriesen sei die höhere Gewalt. Sie ist wenigstens nicht ungerecht.

Von seiner neu erworbenen Freiheit wollte er den Freunden noch nichts erzählen. Sie gehörten zwar zu der Kategorie der guten Freunde, die Anteil nehmen, doch nicht zu der sehr guten, die ignorieren.

Außerdem, was ist schon Freiheit? So viele Gestalten, als es Menschen gibt, hat die Freiheit: Einem ist Geliebte sie, dem anderen ein rasende Mänade. Freiheit eines Kriminellen und eines Revolutionärs sind zweierlei. Die Freiheit des Sklaven mit der eines Reisenden, die eines Kindes mit der eines Kranken, die einer Jungfrau mit der eines Verheirateten haben nichts gemein.

Die Gläser waren gefüllt. Rob nahm den Faden wieder auf:

»Wir waren gerade dabei, die Vorzüge unserer arbeitswütigen Welt zu erörtern.«

Sein Sarkasmus störte Mina, weshalb sie gleich hinzusetzte:

»Der Ungeschickte findet nie ein gutes Werkzeug und hat bald Feierabend.«

»Arbeiten? Seit wann springt der Teufel ins Weihwasser? Schwerarbeiter schlafen gut. Spekulanten schlafen besser.«

Paul, der das sagte, war Vermögensberater. Privat dagegen war er Idealist mit Sinn für kommunistische wie für materielle Werte. Seine makaberen Tagträume passten gut zu ihm: Er stellte sich vor, zufällig ungesehener Zeuge bei einem Drogendeal zu sein. Nachdem sich alle Beteiligten gegenseitig erschießen, würde er allein mit der Ware und dem Geld davonkommen. In seiner Jugend war er weit gereist und hatte dabei einige bemerkenswerte Indikatoren für die Qualität von Ländern entwickelt. Zum Beispiel den Radfahr- oder seinen Schwimmindikator. In Ländern, in denen Frauen weder radfahren noch schwimmen konnten, fühlte sich Paul nicht wohl. Auffällig war, dass Pauls Indikatoren allesamt etwas mit den Frauen oder mit dem Klima eines Landes zu tun hatten. Als Südmensch fühlte er sich nur wohl in Ländern, in denen man zur Morgendusche kein warmes Wasser brauchte. Er liebte Länder, wo sich Hunde tagsüber schattensuchend flach auf einem kühlen Kachelboden ausbreiteten und hasste solche, in denen sie sich nachts gegen die Kälte zusammenrollen mussten. Der wichtigste Paul'sche Indikator, auf Deutschland angewandt, hörte sich so an:

»Wenn du, wie in Deutschland, zehn Monate im Jahr Quickys machen musst, weil du dich sonst unterkühlst, ist das keine gute Visitenkarte für einen Landstrich.«

Paul trug selbst im Hochsommer eine Jacke um die Hüften geschwungen. Als Unterlage für spontane Amouren im Freien, wie er sagte. Mit Robert verband Paul eine sonderbare Symbiose aus Gegensatz und Gleichheit. Der eine liebte es, Herr über Stimmungen zu sein, der anderen fand es köstlich, von ihnen beherrscht zu werden. Beide bewunderten das jeweils andere aneinander. Sie waren Fehlgeburten ihrer Zeit, wünschten sich auf die Schiffe von Magelan und Cook. Im Hier fühlten sich beide oft an falschem Ort und in falscher Gesellschaft, unverstanden, umring von einer Welt, die nicht gewachsen ist, die hellsten und dunkelsten Seiten der Seele als etwas anderes als Krankheit zu betrachten.

Mittlerweile reichte Pauls Reiselust kaum über die Grenzen Schwabings hinaus. Einzig das Oktoberfest vermochte ihn privat in andere Stadtteile zu locken. Frauen waren sein größtes Hobby, sein Dauerthema. Nie

schloss er sich im Gebäude einer einzigen Beziehung ein, die kleinen Biwakzelten glichen, die er überall dort schnell von neuem zu errichten wusste, wo eine Frau ihm gefiel. Frauen mehrerer Farbschattierungen gingen durch sein Feldbett, ohne mehr Geschichte zu hinterlassen als den körperlichen Blitz. Wo immer er ankam, gewann er rasch Bekannte; je weniger wichtig er sie nahm, desto leichter schenkten sie ihm Freundschaft. Er hielt sich nicht für unwiderstehlich. Wenn ein Mann sich für unwiderstehlich hält, liegt es daran, dass er nur dort verkehrt, wo kein Widerstand zu erwarten ist. Paul hielt sich für einen Draufgänger, glaubte so etwas wie ein Stierkämpfer zu sein? Tatsächlich draufgängerisch verhielt er sich nur Frauen gegenüber. Er versuchte nicht, die Frauen, mit denen er seine Zeit verbrachte, hübsch zu finden, sondern bemühte sich, seine Zeit mit solchen zu verbringen, die er auf den ersten Blick hübsch fand. Oft waren es Frauen von ziemlich vulgärer Schönheit. Um seine Sinne wachzurufen, genügte fülliges, rosiges Fleisch, ein Minirock, Lackstiefel mit Absätzen, die der Trägerin schmerzten. Er liebte die Aura des Straßenstrichs, möglichst ohne dort sein zu müssen, so wie jemand der den Duft eines Fliederparfüms liebt, aber weiß, dass es nur künstliche Aromen sind.

»Zum One-Night-Stand nur reife Frauen«, sagte er. »Das ist gesünder. Man muss sie nicht die ganze Nacht durch Bars schleppen und hört sie öfter sagen ›Lass uns doch zu dir gehen‹ – und man verliebt sich nicht so oft.« Mit eben solchen Argumenten hätte er hässliche, kranke, dicke oder dumme Frauen bevorzugen können. Bei Gelegenheit tat er das auch. Sein Blick machte aus jeder Frau ein Bild. Er fragte nicht danach, was die Frauen ihm bieten konnten, sondern ob sie bereit waren, das was er ihnen bot, anzunehmen. In den Clubs seines Kiezes postierte er sich am liebsten neben den Garderoben.

»Hier kannst du die Frau aufreißen, die gerade gehen wollen. Das spart Zeit.«

Sich aus der Ekstasen seiner Einsamkeit herauszureisen: Das war der Zweck seiner Orgien. Aber wenn er seinen Abenteuern nachgegangen war, fürchtete er jedes Mal den Anblick seiner Freundin. In solchen Momenten ahnte er, einem Verhungerten zu gleichen, der einen Diamanten gegen ein Stück Brot eintauscht.

Ob die Anzahl der Frauen, die Paul hassten, jene Anzahl der Frauen überstieg, die ihn liebten, war unklar. Eines aber musste er sich nicht vorwerfen lassen. Er war keiner, der eine Zukunft vortäuschte, um in der Gegenwart das zu bekommen, was er wollte.

Sein Geheimnis lag in seinem Lächeln. Es brachte einem gerade so viel Verständnis entgegen, wie man sich wünschte; dieses Lächeln glaubte an einen, wie man selbst gern an sich glauben mochte, und es bestätigte einem genau den Eindruck, den man bestenfalls zu machen hoffen konnte. Pauls Trägödie bestand jedoch darin, dass er nicht merkte, dass seine Geschichten, die in der Jugend seine Freunde interessierten, später die nämlichen Freunde nur noch amüsierten und langweilten.

»Spaß beiseite«, fuhr er fort. »Wenn du mich nach meiner Meinung zum Thema Arbeit fragst, da stimmen schon manche Sprachregelungen nicht. Wie kann man jemanden, der sich die Arbeit anderer nimmt, Arbeitgeber nennen? Anstatt dass diejenigen, die von der Arbeit anderer leben, denen dankbar wären, die für sie arbeiten, ist es genau anders herum. Welch ein Widersinn!«

»Der Widersinn liegt in der Geschichte«, sagte Rob. »Gerade die unbemittelten Schichten scheinen eine Schwäche für Weltanschauungen zu haben, die es gutheißen, wenn der Faule über den Fleißigen triumphiert. Ich weiß, Faulheit ist nicht gleich Faulheit. Richtige Faulheit ist der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit. Die Unterschichten glauben an die Vorsehung, eine Beruhigungsspielle für Schwache, die sich, sobald ihr Geschick in die Hände einer höheren Macht fällt, beruhigen lassen, auch wenn sie dabei leiden. Schwache fragen ›Wie?‹, Starke tun was. Der eine sucht den Schuldigen, der andere die Lösung.«

»Du sagst, die Unterschicht hat eine Schwäche für den Faulen«, ergänzte Paul. »Nun, Bauern interessiert das Leben der Fürsten mehr als anders herum. Das Kanonenfutter scheint sich für die Kanone zu interessieren. Es liegt im Wesen des Menschen, dass es die Schicksale hochstehender Menschen zum Inhalt hat und nicht das, was dem ersten Besten passiert. Das macht sich das Theater im Drama zunutzen.

Die meisten Menschen vermieten sich ihren Herren sogar gern. Sie verwenden ihre Kräfte nicht für sich, sondern für die, von denen sie sich beherrschen lassen: Nicht sie selber sind bei sich zu Hause, sondern ihre Mieter.

Diese Mieter meinen, nur weil sie Macht ausüben, arbeiten sie. Dabei lassen sie nur andere für sich arbeiten.«

Pauls erklärtes Feindbild waren alle Sozialpädagogen, denen er mit seinen Steuern ihr Leben finanziert, wie er meinte. Er war davon überzeugt, dass Vermögensberatung die produktivste Beschäftigung der Welt sei:

»Wenn alles Gemeinbesitz ist, wo jeder sich vor der Arbeit drückt, kann es nicht anders sein, als dass das Vertrauen auf fremden Fleiß den Menschen faul macht.«

Paul wusste, dass Leute, die untereinander teilen, noch mehr streiten als diejenigen, die Privateigentum besitzen. Er hatte erfahren, dass schon der Besitz von Geld glücklich macht.

»Als ich kurz Konto-Millionär war, damals mit dem Neuen Markt, fühlte ich mich wie Krötus«, sagte er. Leider vergaß Paul seine Million rechtzeitig abzuheben. Das Leben hatte ihn Geduld gelehrt, ohne seiner Kühnheit Abbruch zu tun. Er war oft genug Opfer der materiellen Wechselfälle dieses seltsamen Lebens gewesen, indem der Magen oft die Oberhand über die Seele gewinnt. Trotz seiner Anfälligkeit gegenüber Materiellem sympathisierte er mit kommunistischen Gedanken.

Doch seitdem er als Student eine Linke Stundenzzeitung geleitet hatte, hasste er alles Radikale. Er sagte einmal rückblickend auf diese Zeit:

»Die, mit ihren Brandstifterträumen, streiten doch nur deshalb miteinander, weil es ihnen an greifbaren Feinden fehlt. Sie bringen ihre Version der Welt zu Papier. Selbst die Tastatur klingt rechthaberisch – uneins mit all den anderen fehlerhaften Versionen der Welt. Doch sie sind sicher, dass sie recht haben, absolut überzeugt davon, tip-tip-tip kommt Wort um Wort, unsinniger Wortbrei aufs Papier.«

Heute betrachtete Paul das Leben aus einer gänzlich anderen Perspektive:

»Bei uns in der Finanzbranche heißt es, dass großzügige Menschen schlechte Kaufleute abgeben. Wir zitieren gerne Winston Churchill. Für Churchill war die Wirtschaft das Flussbett der Geschichte. Churchill hatte einmal gesagt: »Nach Meinung der Sozialisten ist es ein Laster, Gewinne zu erzielen. Ich bin der Ansicht, dass es ein Laster ist, Verluste zu machen.« Dieser Meinung bin ich auch.«

»Für mich hat Investmentbanking etwas von Bulimie. Erst stopft man sich voll, dann kotzt man alles wieder aus und dann geht alles wieder von vorne los«, schaltete sich Nik in das Gespräch ein.

Er trug ein verwaschenes Hemd, verschossen und ein wenig zerknittert, aber ganz ordentlich. Störend war, dass das Hemd gestreift war und die Jacke kariert. Gott sei dank trug er keine Krawatten. Man schauderte bei dem Gedanken an die Krawatten, die er getragen hätte. Er sah aus wie jene wohlhabende Mischung aus Großzügigkeit und Schwäche. Gut gekleidete Leute betrachteten ihn mit einem geradezu herzerreißenden Neid in den Blicken. Man konnte denken, Nik käme geradewegs von einer Yacht oder wenigstens aus dem Hotel Ambassador. Er brauchte keinen Smoking, um seine Rolle zu spielen. Er konnte tragen, was er wollte und sah immer aus als habe er eine Million in der Tasche – selbst wenn diese Tasche ein Loch hatte. Er sah aus wie jemand der sich einen Dreck um die Meinung der anderen scherte. Dieser exzentrische Nik sprach jetzt weiter: »Ich glaube, die Begriffe Laster und Tugend passen nicht in das Vokabular der Wirtschaft. Nehmen wir das deutsche Wirtschaftswunder: Krieg war seine Schule, Korruption sein Lehrmeister mit den Fundamenten Lüge und Gemeinheit.«

»Alles nicht die schlechtesten Eigenschaften – und Habgier und Hinterlist waren ihre wichtigsten Verbündeten«, mischte sich nun Rob ein.

»Du sagst ›waren‹. Sie sind immer noch die wichtigsten Verbündeten der Wirtschaft«, sagte Paul. »Doch es gibt Alternativen. Wirtschaften ist für mich, von den Zinsen der Natur zu leben und nicht von ihrem Kapital, um der nächsten Generation das selbst Vorgefundene zu überlassen.«

»Ein Toast auf dieses hehre Ziel!«, meint Nik und ergänzte: »Wer die Berge hat begipfelt, wer die Männlein hat bezipfelt, wer die Weiblein hat gespalten, der soll uns gesund erhalten. Dem Gottlosen der Rest«, und er leerten den Krug bis zur Neige.«

Nik genoss den Ruf des Zerstreuten. Es kreisten Anekdoten über ihn, die er nicht einmal kannte, weil er für jene, die sie streuten, keinen Partner bedeutete, sondern nur einen Gesprächsgegenstand. Nik war Informatiker. Genau wie Paul verkörperte er aber nicht den Prototypen seines Berufstandes. Das war ein Merkmal aller Freunde von Rob; ihre berufliche Stellung stand im starken Kontrast zu ihrer privaten Person. Waren sie erst so geworden mit den Jahren oder neigen Zweifler dazu, sich als Freunde zusammenzurotten?

Jedenfalls meinte Nik:

»Wir sprechen vom Wirtschaften, wo doch besser Ausbeuten passen würde. Nehmen wir einen Ingenieur.«

Nik sprach in gewandten, wohlgefügteten Sätzen mit einem Ausdruck von Endgültigkeit, und was er sagte, war ebenso richtig wie selbstverständlich:

»Ein Ingenieur versucht unser Leben durch eine Fallenstellerei für Naturkräfte gründlich zu verändern und hält das für eine erstrangige Sache. Ich bezweifle, ob alle bisherigen technischen Erfindungen die Last der Menschen wirklich verringert haben. Vom Rauchen anderer krank werden oder vom Zug der Klimaanlage – das sind Alternativen der Hochzivilisation. Die Lebenserwartung wird immer größer und was man vom Leben erwarten darf, immer kleiner. Das Bessere ist der Feind des Guten – dieser Ausruf der Fortschrittsgläubigen gewinnt für mich eine ganz andere Bedeutung. Die Rechenautomaten haben etwas von Zauberern im Märchen. Sie geben einem, was man sich wünscht, doch sagen sie einem nicht, was man sich wünschen soll. Der Mensch, gezwungen, immer etwas Besseres zu erfinden als er selbst von Natur aus an sich hatte, musste erleben, dass dies Bessere ihn zurückwies; so wie die Industriemaschine die menschlichen Hände zurückwies, was auf lange Sicht zu ihrer genetischen Verkümmern führen wird. So werden wohl auch die Gedächtnismaschinen uns ebenfalls zurückweisen und dem Zerfall unserer Erinnerungsfähigkeit Vorschub leisten.«

Manche Leute gewinnen durch die Beschäftigung mit der Wissenschaft Bewunderung für die Würde des Menschen, Nik aber kam nur die Nichtigkeit des Menschen zum Bewusstsein. Seit der Mensch bin das Anfangsstadium der Zivilisation eingetreten ist, sind die tiefsten Fragen erörtert worden und er ist von einer Lösung so weit entfernt wie eh und je.

Nik holte Luft, überlegte und fuhr fort:

»Wir ersticken im Überfluss und werden zudem maschinell infantiliert. Dem Menschen gelingt so viel. Aber keiner denkt daran, dass eigentlich nicht die Grenzen des Machbaren entscheidend sind, sondern die des Brauchbaren. Früher war der Mensch Herr seines Wissens, jetzt ist das Wissen sein Gebieter.«

Mit solchen Ideen eckte Nik im Dunstkreis seiner eigenen Kollegen an. Kollegen misstraut man, einem Kameraden hilft man, mit Freunden ist man albern. Deshalb empfand er es als Befreiung, mit Berufsfremden seine Sichtweise zu diskutieren. Außer den Kräften der Ausbeutung und Angst schienen ihm noch die der

Neugier die Verhältnisse der Menschen untereinander zu regeln. Nehme man den Leuten das Interesse aneinander, so vermehrte man ihre Angriffslust, war sein Denkansatz.

Sich mit etwas Ungehörigem zu beschäftigen, ist schlimmer als Nichtstun. Das wussten schon die ägyptischen Pharaonen, als sie ihr Volk für ein klägliches Einkommen zum Pyramidenbau rekrutierten. Die erste Arbeitsbeschäftigungsmaßnahme der Geschichte war auch gleichzeitig die erste Konterrevolution des Staates gegen seine Bürger. Man kann das erklären und sagen: Körperliche Arbeit ist wichtig, weil sie den Verstand hindert, müßige und sinnlose Arbeit zu tun. Denn das Versinken im Ich tritt vor allem bei Menschen auf, die nicht mit dem Körper arbeiten. Wenn der Leib sehr müde ist, erhitzt das Herz nicht. Ein fester Job befreit von den Qualen des Denkens. Deshalb sind viele »so glücklich«. Man ist meistens nur durch Nachdenken unglücklich. Im Grunde ist jedes Unglück gerade so schwer, wie man es nimmt. Der Glückliche fühlt, der Unglückliche denkt. Ein sicherer Beruf macht gedankenlos. Darin liegt sein größter Segen. Er ist eine Schutzwehr, hinter welcher man sich, wenn Bedenken und Sorgen anfallen, erlaubtermaßen zurückziehen kann. Moderne Staaten brauchen keine Arbeitsbeschäftigungsmaßnahmen mehr. Sie haben die Unterhaltungsindustrie und die Sozialhilfe als Disziplinierungsmaßnahme für die, die es betrifft und als eine Einschüchterungsmaßnahme, für die, die noch einen Arbeitsplatz haben. Die Wahrheit ist, dass die Sozialhilfe jedem reichen müsste, der kein Drogenproblem hat: Mann kann nur in einem Zimmer, nur in einem Bett eine Frau lieben.

Mag die Politik auch noch so beteuern, dass Sozialleistungen keine himmlischen Geschenke seien, sondern hart erarbeitet werden müssten; für die Politiker sind sie die billigste Form der Abwehr von Revolutionen. Ihre PR-Manager schüchtern zu allen Zeiten die Massen erfolgreich ein, indem sie sie bei der Moral packten und sagten, »Fragt nicht, wie eure Arbeit und Regierung euch helfen kann, sondern wie ihr eurer Arbeit und Regierung helfen könnt!« Sprüche, wie »Lieber befristet arbeiten als unbefristet arbeitslos sein« haben von je her nur den Zweck, die Menschen als billige Arbeitskräfte zu missbrauchen – sei das nun in den Ich-Ags, den Minijobs oder den Tempeln der Antike.

Heute halten sich die so genannten Werktätigen, was immer ihre Tätigkeit ist, für besser. Den antiken Denkmern galt Erwerbsarbeit als so ziemlich das Letzte. Man unterschied Arbeit und Tätigkeit. Bei den alten Germanen wurde das Wort für Knecht und Arbeit schließlich eins: orbu. Das englische labour vom Lateinischen labor heißt Mühe. Seit Apostel Paulus sein »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen«, verkündete, ist die tägliche Mühe zur Pflicht geworden. Im sechsten Jahrhundert stützte Benedikt von Nursia die Gründung des einflussreichsten Ordens der Kirchengeschichte, den der Benediktiner, auf sein Credo ora et labora – bete und arbeite. Darauf baute das Abendland für viele Jahrhunderte. Luther und Calvin legten die Arbeit sogar als die Liebe Gottes zu den Menschen aus. Sie leiteten das vom biblischen »an der Frucht werdet Ihr es erkennen« ab. Dass sich die herrschende Klasse dem Müßiggang ergab, verstand sich von selbst. Immerhin stellte das Christentum Sonn- und Feiertage dem Plagen der Woche entgegen. Jehova selbst, der bärtige Gott, gibt das erhabenste Beispiel idealer Faulheit: Nach sechs Tagen Arbeit ruht er auf alle Ewigkeit aus.

»Ich hatte die Gelegenheit mir so ein Arbeits-Trainings-Camp für Langzeitarbeitslose anzusehen«, sagte Nick. »Um sechs Uhr früh Morgensappell. Jobs gibt es keine und auch nichts zu tun, was für irgend jemanden Sinn ergeben könnte. Statt dessen lässt der Aufseher, von potentiellen Tagelöhnern eine Gipswand aufstellen, die er mal in Blau, mal in Weiß streichen lässt, so lange bis die dünne Platte die Farbe nicht mehr trägt. Eine Wand weiter üben sich Arbeitslose im Fliesenlegen. Kachel rauf bis die Wand voll ist, Kachel runter, ratsch. Eine Frau schnipselt mit einem Teppichmesser PVC-Böden klein. Die Stückchen kommen in einen Müllsack. Am Ende des Tages gibt es zum Dank ein klein wenig Hoffnung: Vielleicht, sagt der Aufseher, gäbe es demnächst ein paar richtige Mini-Jobs. Jubel bleibt aus. Was kostet es, haben zu wollen, dass es nicht mehr gibt? Die Würde.«

Nik holte Luft. Worauf er hinaus wollte, war noch nicht gesagt.

»Der Überdruß war der absolute Souverän der Kultur des Ölmenschen – dies werden Historiker hoffentlich bald über uns urteilen«, sagte Nik. »Sie wurden von ihrer Gegenwart verwöhnt, doch betrogen sie sich um jede Hoffnung auf eine Nachwelt.«

»Ich werde den Verdacht nicht los, dass auch unsere Zeit irgendwer irgendwann als »gute alte« bezeichnen wird«, schaltete sich Mina ein. »Niemand zweifelt daran, dass vor der Sintflut das beste Zeitalter gewesen ist. Ich sage euch, nichts ist so sehr für die gute alte Zeit verantwortlich wie das schlechte Gedächtnis. Es ist schrecklich schwer, gerecht zu seiner eigenen Vergangenheit zu sein. Ich plädiere dafür, das Bessere der Gegenwart zu erkennen und nicht partout die Vergangenheit als unbedingtes Vorbild darzustellen. Priester haben heute den großen Vorzug, dass sie sich die Sprechstunde nicht mehr bezahlen lassen. Das Telefon etwa gehört zu den Unentbehrlichkeiten, die nicht gekannt zu haben die Vergangenheit unberechtigt adelt.«

»Ich bin deiner Meinung«, stimmte Rob zu. »Doch viel werden Historiker vom Ölmenschen nicht finden. Hätten die Griechen Plastik und Stahlbeton gekannt, wären die Archäologen heute arbeitslos.

Im übrigen bin ich der Meinung, dass die Dinge nicht so bleiben wie sie sind. Es ist zu unterhaltsam, sie zu verändern. Historisch betrachtet erscheinen sowohl Mängel, als auch Errungenschaften immer im mäßigen Lichte.

Die Möglichkeit, die die moderne Technik den Menschen bietet, fordert eine neue Ethik. Den Fortschritt erkennt

man daran, dass in jedem neuen Krieg die Menschen auf eine andere Art getötet werden. Jetzt wäre es an der Zeit, dass sie auch für ihre Monster die Verantwortung übernimmt. Denn Fortschritt sollte doch daraus bestehen, dass man immer klarere Antworten auf die Grundfragen des Lebens findet. Wenn menschliche Beziehungen weiterhin auf Egoismus gründen, dann wirken technische Errungenschaften wie gefährliches Spielzeug, das man Kindern in die Hand gegeben hat. Bei dem völligen Mangel an Arbeit, die dem Menschen wirklich nützt, müssen wir lernen, ein Leben mit geringeren Ansprüchen zu führen und keine höheren zu erstreben. Wem es reicht, der hat bereits zu viel. Heutzutage hat keiner genug, weil jeder zu viel hat. Nichts weiter wünschen, was genug ist, darin liegt die Erfüllung. Wer ununterbrochen vorwärts marschiert, steht die Hälfte seines Lebens auf einem Bein. Ich glaube es sind nun genug Jahrhunderte verflossen, in denen Bäume gefällt wurden, um einen Spatz zu fangen. Die Menschen scheint mir nehmen endlich wieder das Einfache und Natürliche zur Richtschnur. Der Luxus der Zukunft wird sich vom Überflüssigen verabschieden und nach dem Notwendigen streben. Auch wenn so manch Überflüssiges, zum Beispiel die Kunst, eine höchst notwendige Sache ist.«

»Dann schlägt die Stunde des Müßiggangs!«, sagte Nina verächtlich.

»Aber müßige Hände geben tätige Köpfe«, sagte Rob. »Ein Volk von lauter Malochern würde wenig entdecken und erfinden. Glück ist das Idol der Müßigen, sagt man. Unsinn, erwidere ich. Genau so ein Unsinn, wie Müßiggang aller Laster Anfang ist. Müßiggang ist vieler entscheidender Fähigkeiten Ursprung, Prüfung und Lohn. Dir Ruhe ist die Quelle vieler großen Kräfte. Sie ist ja nicht bewegungsfeindlich, sondern nur eine Sonderform der Bewegung.«

»Ohne Wachstum ist das Leben sinnlos, sagte die Krebszelle. Das Wachstum ist der Götze der Parasiten – noch eine Fettschicht, noch ein Kind. Der aufrechte Gang des Homo sapiens ist für mich Indiz eines Parasiten, dazu geschaffen, möglichst effizient den Raum zu nutzen. Auf 40 x 20 Zentimeter lassen sich 80 Kilogramm Mensch unterbringen. Dieses Verhältnis schafft kein anderes Lebewesen.« Paul sagte das. Die Einsicht in die Zusammenhänge berauschte ihn:

»Die Welt ist ein seltsames Theater, wo die Rollen schlecht verteilt sind und die schlechtesten Stücke den größten Erfolg haben. Die Wilden fressen einander und die Zahmen betrügen einander. Ein Kampfplatz ist die Welt. Das eigene Leben kann aber wie ein gutes Theaterstück sein: Nicht die Länge, sondern der Inhalt und die Pointe sind entscheidend – und wie beim Penis, was wir damit machen. Nicht wie weit man kommt, sondern wie man dahin geht, zählt. Die Wirtschaft sieht das anders. Die Pharmaindustrie etwa arbeitet daran, dass wir mit ihren Präparaten doppelt so lange vegetieren können – egal in welcher Pflegestufe. Eine Gesellschaft, die die Wirtschaft sich selbst überlässt, wird verwirtschaftet. Nehmen wir den Handel. Theoretisch ist der Freihandel eine gute Sache. In der Praxis ist er unfair.

Auch das mit den geringeren Ansprüchen einer Gesellschaft, um damit der Nachbargesellschaft zu helfen – oder wie beim Solidaritätszuschlag, gar einem Teil der eigenen Gesellschaft zu helfen, klingt in den Ohren vieler Manager wie Ketzerei. Sie peitschen ihre Werbestrategen an, uns neue Bedürfnisse zu schenken und nehmen uns Stück für Stück den eigenen Willen.«

»Werbung«, ergänzte Rob, »holt die Menschen oft nicht da ab, wo sie sind, sondern wo die Hersteller sie gerne hätten. Es ist die Kunst, auf den Kopf zu zielen und die Brieftasche zu treffen. Ich sage dazu nur, schöne Worte, böser Kauf. Guter Wein bedarf des Herolds nicht.«

»Sprüche aus der Ära des Nachfragemarktes und der Mangelwirtschaft, jetzt wirken Gesetze des Angebotsmarktes«, sagte Mina. »Wenn die Henne ihr Gackern ließe, so wüsste man nicht, wo sie gelegt hat. Enten legen ihre Eier in aller Stille, Hühner gackern dabei wie verrückt. Was ist die Folge? Alle Welt isst Hühnereier!«

»Erst die Federn machen den Papagei – schon klar«, lachte Rob auf. »Doch bei den Hühnereiern sind die geschädigten die Hühner – im Umkehrschluss gilt das wohl für die gesamte Wirtschaft. Wer zu laut und zu oft seinen eigenen Namen ruft, erweckt den Verdacht, auf einem Misthaufen zu stehen. Eigenlob stinkt. Aber es ist ein angenehmer Gestank für einen selbst. Jedoch ist es nicht erstaunlich, dass man jene, die sich hoch einschätzen, skeptisch gegenüber ist, denn es ist kein großer Unterschied zwischen hoher Selbstachtung und Verachtung der anderen.«

»Jeder spricht vom Markt, so wie es ihm mit seinen Geschäften erging.« Mina sagte das so, als wollte sie Robert ermahnen, nicht zu unbeschwert zu werden. Aus ihrer Sicht hatte er gerade heute keinen Grund dazu.

»Wie maß- und zügellos manche Werbekampagnen sind, wird bei der Post am deutlichsten«, schaltete sich nun Hardy ein. »Die schleudert Milliarden in den Wind, um Kunden zu gewinnen. Es scheint nur eine Frage der Zeit, bis die Fußballbundesliga ›T-Com-Liga‹ und das Parlament ›T-Com-Tag‹ heißt. Das alles geschieht nur, um sich von Konkurrenten mit praktisch identischen Produkten abzuheben: Telefonie und Internet.

Da fuhr Nik, der technikskeptische Informatiker, wieder fort:

»Der Aberglaube unserer Zeit besteht darin, dass wir begeistert jede Erfindung aufgreifen, welche die Arbeit erleichtert, ohne uns zu fragen, ob diese Erfindungen unser Glück vermehren oder zerstören. Bis vor kurzem wurde der Mensch von Fragen gepeinigt, auf die es keine Antworten gab; dank des Computers werden wir jetzt mit Antworten eingedeckt, zu denen wir nicht einmal die Fragen gestellt haben. Niemand möchte sich die Zukunft denken, bei der zur Abwechslung mal wir die Dummen sind. Als ein Häufchen Knochen in einer Museums vitrine totengeilen Blicken ausgesetzt. Grauhaarlawinen, die anstehen, um noch älteres Mumienfleisch zu sehen als ihr eigenes. Das Antlitz Ötzis oder Tutenchamons treibt den Betrachtern ein wohligh schauriges

Kribbelt unter die Haut. Ich könnte mir durchaus ein künftiges Jahrtausend vorstellen, das unser Zeitalter der Technik anstaunt, wie wir die Antike bewundern und Maschinen ausgräbt wie wir Statuen. Historiker jener Zukunft werden von uns sagen, es zählte zu ihren Fimmeln, Computer töricht anzuhimmeln. Sie hielten Computer für bessere Menschen. Viel Spaß im Leben hatten sie nicht. Der Computer ist die logische Weiterentwicklung des Menschen: Intelligenz ohne Moral. Sie diskutierten nicht, sie »googelten« nur noch Meinungsverschiedenheiten aus. In den Köpfen fand sich nur noch das, was auf ihren Suchmaschinen auf Anhieb Hunderttausende Treffer erreichte, sei es auch der größte Schwachsinn. Niemand liebt, was sich hinter den erste 50 Treffern verbirgt. Computer ersparen Vermutungen. Bikinis tun das auch.«

Mina ergriff nun Partei für die Technik. Für sie war alles Technische eine Art Ausgleich zwischen dem göttlich Perfekten und dem menschlich Unvollkommenen. Ihre Argumente waren mehr als ungewöhnlich für eine Frau: »Das kommt uns nur so vor, dass uns die Technik mehr kostet als dass sie bringt. Das Problem ist der Technokrat. Er kostet die Zeit, welcher der Techniker zu sparen sucht. Ich denke, Technokratie ist die Technik der Herrschaft, die sich als Herrschaft der Technik verkleidet hat.«

»Nun ja«, sagte Nik, »das kommt erschwerend hinzu, dass sich im Windschatten der Technik ein enormer Verwaltungsapparat aufgebläht hat. Wir können die Schwerkraft überwinden, aber der Papierkram erdrückt uns. Der ärgste Feind sitzt nicht mehr im anderen Lager, sondern im grauen Bürokraten in uns.«

Der Informatiker war mit seinem Angriff auf die Technik noch nicht zu Ende. Er hatte sich lange mit ihren negativen Folgen beschäftigt. Das Wort Wohlstand hatte inzwischen einen negativen Beigeschmack für ihn, es bedeutete mehr Umweltverschmutzung, mehr Rüstung, mehr Hässlichkeit, mehr Schuldner, die eine ungewisse Zukunft verpfändeten, mehr Gefühllosigkeit. Nik sah jetzt das Forum, um seine Sicht der Dinge anzubringen. Dabei konnte er sich in einen Rausch hineinsteigern:

»Ich glaube, dass der Verfall im ethischen Verhalten der Menschen in erster Linie mit der Mechanisierung und Entpersönlichung unseres Lebens zu tun hat. Wo das Bewußtsein schwindet, dass jeder Mensch uns als Mensch etwas angeht, kommt Kultur und Ehtik ins Wanken. Mehr noch als die Technokraten stören mich die Trittbrettfahrer unter den Technikern selbst. Wir müssen zwar weniger hart arbeiten als früher, aber keine Sache ist so leicht, dass sie nicht auf Dauer schwer würde, wenn wir sie widerwillig ausführen. Statt uns von geiststörender Arbeit zu befreien, haben sie mit unnützen Erfindungen die Menschen zu Sklaven gemacht, die mit Unlust ihr eintöniges Tagwerk vollbringen, stets zitternd um ihr Brot.«

»Von Abhängigen braucht man keine unabhängige Meinung zu fürchten«, warf Paul ein.

Nik fuhr fort:

»Warum beglückt uns die Arbeit ersparende Technik so wenig? Weil wir noch nicht gelernt haben, einen vernünftigen Gebrauch von ihr zu machen! Im Kriege dient sie dazu, uns gegenseitig zu verstümmeln. Im Frieden hat sie unser Leben hastig und unsicher gemacht.«

Mina wollte sich nicht von Niks Pessimismus auf unsere durchgeplante Welt, auf unsere Abhängigkeit von Elektrizität und Erdöl anstecken lassen. Auch wenn sie sich ihrer nicht mehr so sicher war, sagte sie:

»Ich glaube nicht, dass wir uns mit Technikfeindlichkeit Rettung verschaffen können. Es war immer ihr Zweck, uns Arbeit abzunehmen. Wenn wir sie mit mehr Feingefühl für unsere Bedürfnisse anwendeten, würden wir nicht diese schreckliche Nostalgie haben, dass die Welt immer ungeheurer wird und wir immer einsamer.«

Sie hat Recht damit, dass sie glaubt, dass nur, wer im Wohlstand lebt, über ihn schimpfen kann. Doch sie übersieht vieles, dachte Rob und meinte:

»Der Wohlstand beginnt bereits, wo der Mensch aufhört, mit dem Bauch zu denken. Das Gefährlichste an der Technik ist, dass sie den Menschen von dem ablenkt, was ihn ausmacht und was er wirklich braucht.«

»Was der Mensch wirklich braucht?«, rief Paul.

Er, der die Portfolios der Leute optimierte, lebte vorzüglich in seiner Doppelmoral. Seinen Kunden predigte er, dass die staatliche Vorsorge so sei, als würde man einem Hund zwei Knochen zuwerfen und sagen, einer wäre für morgen. Eher legt sich ein Hund einen Wurstvorrat an als eine Regierung eine Budgetreserve.

Mit solchen Feststellungen und damit, dass er wehemenn für die Einführung des Schulfaches

»Vermögensbildung« forderte, überzeugte er brave Familienväter von der privaten Altersvorsorge. Am liebsten hätte er ihnen gesagt, geht nach Hause, wisst ihr denn nicht, dass Ehen in denen übertriebener Wert auf Geld gelegt wird, besonders gefährdet sind. Was ist schon diese vielgepriesene Sicherheit? Was ist falsch daran, wenn man in einer Welt, die sich so rasch wandelt wie die unsere, von der Hand in den Mund lebt? Die Quelle seiner eigenen Selbstachtung war ja gerade, dass er sich nicht an einen sicheren Ort verkrochen hatte. In eine sichere Ehe etwa. Sagte er natürlich nicht. Statt dessen verkaufte er vermeintlich sichere Anlagen, mit eingebauter Garantie. Constant Proportion Portfolio Insurance – CPPI-Anlagen – waren sein Gebiet. Steigen die Aktienkurse, steigt dabei die Aktienquote des Portfolios, sinken sie, werden Aktien automatisch verkauft. Diese Pro-Zyklus aber rächt sich am Finanzmarkt. Börsenguru André Kostolany sagte: »Das Geheimnis des Börsenerfolgs liegt darin, zu erkennen, was der Durchschnittsbürger tut, um das Gegenteil zu tun und vieles hängt nur davon ab, ob es mehr Aktien gibt als Idioten – oder umgekehrt.« Bei jeder Wette gibt es einen Narren und einen Dieb. Dass man einen Dieb beschenkt, dass man einen anderen hängt, ist gelegen an der Art, drinnen einer Meister ward.

Paul selbst hasste es ein Leben für die Zukunft zu führen. Glück kann ein kluger Mensch errechnen, indem er sich fragt, ob sein Vermögen, um so zu leben wie bisher, reicht, um die durchschnittliche Lebenserwartung zu

erreichen. Die meisten rackern für die Ewigkeit auf Kosten der Gegenwart. Paul spottete über Menschen, die wie ein Hamster mit Nüssen in den Backen lebten, wie ein Eichhörnchen, das stets für später Reserven hatten. Im Stillen dachte der Finanzberater Paul, ich zwingen Menschen, ihr Vermögen zu verwenden, als ob es sicher wäre, dass sie alt werden. Selbst wenn sie es werden, das Leben wurde uns nicht verliehen, um im Streben nach dem bewerteten zu werden, was wir zurücklassen müssen.

Ist nicht jeder Aktionär auch ein Menschenfreund, der seinem Anlageberater, dessen Bank, deren Fondsmanager, deren Industrie-Amigos ein gutes Leben ermöglicht? So einer kommt sicher in den Himmel. Wenn das keine gute Rendite ist?

Gäbe es nicht die Mittel moderner Medizin, die dazu führen, dass die meisten von uns sich selbst überleben – Spritze um Spritze bis zum viehischen Verrecken in gespritzter Hoffnung – bliebe uns die Frage, wie man sein Alter bestreiten soll, erspart.

Paul machte sich oft Gedanken darüber, was er selbst zu seiner Erfüllung brauchte. Von allem ein wenig, aber immer das Beste, einen Sommer so erleben, dass er einen noch im Winter wärmt, das war seine Lebenskunst geblieben, doch hatte er gemerkt, dass diese Kunst ihren Preis hatte. Nicht, ob man sich Lebenskunst leisten kann, ist die Frage – eher schon, ob man sie sich leisten will. Sicher ist, dass alternde Lebenskünstler ihre Ansprüche an Jobs und Frauen drastisch senken müssen. Zu hohen Ansprüche halten uns feige von Taten zurück, deren wir uns freuen würden, wenn nur der Augenblick der Ausübung erst vorüber wäre. Es gibt eine Reihe guter Vorsätze gegen die Versuchung. Doch die sicherste ist die Feigherzigkeit.

Lebensklugheit bedeutet, alle Dinge möglichst wichtig, aber keines völlig ernst nehmen. Es bedeutet, dass wir uns nicht dauernd mit Menschen vergleichen, die glücklicher sind als wir. Die wahren Lebenskünstler vergleichen sich grundsätzlich nur mit Leuten, denen es schlechter geht als ihnen. Was das Leben schwer macht, ist dass wir sauer sind, weil andere es besser haben. Sei lieber das kleinste Lämpchen, das einen dunklen Winkel mit Licht erleuchtet, als ein großer Trabant einer fremden Sonne.

Gewiss, man muss Essen, um zu leben. Aber hat man schon gelebt, wenn man gegessen hat?

Was viele Leben nennen, ist der schonungslose Kampf um gesellschaftliche und persönliche Anerkennung, in dem der Mensch dem Menschen Feind wird und der Wunsch nach Liebe nur eine verlorene Sehnsucht.

Bewunderung – ist das wirklich die Antriebskraft menschlicher Leistungen? Sind es nicht eher Hoffnung auf Belohnung und Furcht vor der Strafe? Aufgeregte Gemüter zittern immer vor Hoffnung und Furcht. Der Mensch gibt ebenso schwer eine Furcht auf wie eine Hoffnung. Es gibt viele Dinge, die aus der Ferne ungeheuerlich erscheinen. Die Furcht ist noch größer als das eigentliche Übel und der Verstand glaubt stets, dass wahr sei, was er fürchtet. Nähert man sich ihm, wird es menschlich.

Der Mensch respektiert die Gesetze nicht nur aus Angst vor Strafe, sondern weil Ungehorsam in ihm Schuldgefühle auslöst. Nur wenige lassen sich nicht einschüchtern. Ihr Held ist Prometheus. Trotz grausamer Strafe, die Zeus über ihn verhängte, unterwarf er sich ihm weder noch fühlte er sich schuldig. Er wusste, dass es ein Akt der Solidarität war, den Göttern das Feuer zu stehlen und es den Menschen zu geben. Solidarität mit den Menschen stand für ihn vor der Loyalität gegenüber der Obrigkeit. Zu teilen ist menschlich, wurde aber in der Industriegesellschaft verdrängt, so dass Selbstsucht die Regel und Solidarität die Ausnahme bilden. So stimmt es, dass Ausnahmen nicht nur die Regel bestätigen, sie können auch die Vorboten einer neuen Regel sein. Solidarität ist eher weiblich. Wenn Frauen zusammen ausgehen, kommen sie auch gemeinsam heim. Manchmal nehmen sie gemeinsam einen Mann oder mehrere Männer mit, die sie wiederum zuvor von deren weniger solidarischen Gruppe trennen.

Derartigen Gedanken hing Paul oft nach. Er hatte den Körper eines Adonis und das Grinsen eines Satyrs. Das machte aus ihm ein wahrhaft mephistophelisches Wesen. Feuer war sein Element. Er bezeichnete sich gern als dessen Kind, ohne zu wissen warum. Umgeben von der Enge eines bürgerlichen Daseins, kommt einem das Feuer wie ein reines, starkes Wesen vor, das man wie ein in den Tiefen seiner Höhle umstelltes Tier mit Feuerböcken, Zangen und Schüreisen – lächerlichen Instrumenten – in Schach zu halten versucht.

Plötzlich hatte er eine Vision und die Einsicht in die Zusammenhänge berauschte ihn:

»Es ist die Langeweile, die alles antreibt. Gott langweilte sich, darum schuf er den Menschen. Adam langweilte sich, darum wurde Eva erschaffen. Ja, Langeweile ist der Beginn des Tuns!«

»Hm, keine schlechte These«, sagte Rob. »Wenn ich auch eher als Triebkraft des Menschen sein Bedürfnis, sich auszudrücken, seine Persönlichkeit zu verewigen, ansehe. Der Mensch stellt deshalb eigenes auf, wenn er sich überzeugt, dass das Vorhandene ihm nicht genügt. Was er geworden ist, genügt nie dem Mann; O wohl ihm, wenn er stets nur werden will und kann. Vermutlich bin ich nur deshalb befriedigt, weil ich nie zufrieden bin. Wer immer nur zufrieden ist, irrt meist. Wer all seine Ziele erreicht, hat sie zu niedrig gewählt. Nie zufrieden sein, darin besteht die ganze Kunst, der erste Schritt zum Erfolg. Langschläfer können nur bewahren. Ich bin überzeugt, den Fortschritt verdanken wir den Kurzschläfern und Unzufriedenen, jenen, die Dinge versuchen, von denen sie gelernt haben, dass sie nicht gehen. Heute hat technischer Fortschritt zur Folge, dass die Arbeitslosigkeit vieler zunimmt, statt die Arbeitslast aller abnimmt, dass billige Energiegewinnung auf den Schultern von Strahlenopfern aufbaut. Fortschritt ist, wenn ein Auto nicht erst dann aus dem Verkehr gezogen

wird, wenn beim Versagen seiner Bremsen Menschenleben geopfert wurden, sondern wenn ein Technischer Überwachungsverein schon vorher einschreitet. Es gilt den technischen Fortschritt zum Instrument für den humanen zu machen. Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien. Diese bestehen nicht darin wie prächtig sich Wissenschaftler im Jahre soundso die Straßenbeschaffung vorstellen, sondern wie sie sich die Wege zur Freiheit denken. Freiheit in Frieden ist das höchste Glück der menschlichen Gesellschaft, wie die des Individuums Gesundheit ist.«

»Du meinst, Egoismus und Eigenliebe treiben die Menschen dazu, einen Sinn über ihr Dasein hinaus zu suchen?« fragte Paul.

Doch nicht Robert, sondern Nik erwiderte.

»Das ist die Predigt der Konsumgesellschaft, die sich dann wundert, dass es so viele unglückliche Menschen gibt. Sie hat vergessen, dass das Geheimnis des wahren Glücks Genügsamkeit ist. Die Genügsamkeit hat überall genug. Was nicht unser Verlangen bewegt, darauf richtet sich weder unsere Hoffnung noch unsere Verzweiflung. Genug ist besser als zu viel. Mit wenig lebt man wohl. Des Menschen Glück ist nicht an seine wirtschaftliche Kraft, sondern an seine mentale Laune geknüpft.

Man sollte nicht reden von der Kunst, glücklich zu sein, sondern von der Kunst, sich glücklich zu fühlen. In jeder Kunst gibt es Regeln. Und nur für die Weise, glücklich zu leben, soll es keine geben? Es gibt sie! Für den Klugen ist nicht alles Zufall. Der Scharfblick für Gelegenheiten und die Fähigkeit sie zu nutzen hilft dem Glücke nach. Klug ist, wer seine Unglückstage kennt; andere bleiben ein Leben lang ein Trottel.«

Rob erwiderte:

»Ja, die Sucht zu gefallen ist der Kitt der Gesellschaft. Alles ist auf Eigenliebe gebaut, diesem naturreinsten Opiat. Sie ist nichts Übles. Wir haben nicht genug Eigenliebe, um die Verachtung eines anderen gering zu schätzen. Wer sich selbst tadelt, lobt sich selbst und sich selbst verachtend, achtet er sich immer noch als Verächter. Wer nicht verachtet, der kann auch nicht achten. Was die großen Konflikte in der Welt bewirkt, ist nicht die Eigenliebe, sondern die Selbstverachtung. Doch eines steht fest, wer nur wirkt, um Geld zu verdienen, ist ein armer Mensch. Wie man im Meer an keiner Stelle die Wasseroberfläche höher machen kann, so kann man auch das Glück nicht durch materielle Mittel vermehren.«

»Ich gebe dir insofern recht, dass Geld allein keine wahre Motivation sein kann, aber Geld hilft Demotivation zu vermeiden. Besseres Gehalt führt zu mehr Loyalität, was auch die Produktivität erhöht. Oft ist die Ursache unserer Unzufriedenheit, dass wir statt belohnt nur entlohnt werden«, sagte Mina.

»Du meinst, die Armut sei an vielem Schuld. Nun, wenn die Armut die Mutter der Verbrechen ist, so ist der Mangel an Geist ihr Vater,« meinte darauf Nik.

»Geld macht nicht glücklich, hört man allenthalben,« sagte Robert. »Wenn das Geld nicht glücklich macht, gib es doch zurück, möchte ich dann immer antworten. Für Glück allein bekommt man nichts beim Metzger. Der Weise allein ist reich. Pah! Ein sinnwidriger Reichtum, an dessen Besitz man Hungers sterben kann. Die Philosophen verdammen den Reichtum nur, weil wir ihn schlecht gebrauchen. Reich zu sein hat gesellschaftliche Vorteile: Verstand nützt nur einem einzelnen, Reichtum einer ganzen Familie. Man hat zwar oft genug versucht, das Gegenteil zu beweisen, doch gelungen ist dies nie.«

Die Menschen haben die höchste aller Pflichten vergessen, nämlich die Pflicht gegen sich selbst, sich selbst glücklich zu machen. Bist du glücklich, machst du andere glücklich. Was wir in unserem Kulturraum zu wenig lernen, ist die Kunst, füreinander nicht zu handeln, nicht zu denken, sondern füreinander da zu sein.

Wenigstens einen Menschen in seinem Leben glücklich zu machen, sollte man einfach zum Gebot erheben. Die Gelegenheit andere glücklich zu machen, ist seltener als man denkt. Wenn alle Menschen sich immer gegenseitig beistünden, bedürfe niemand weder Gott noch Glück. Die Bibel selbst kennt dafür viele Beispiele:

›Wenn einer das Glück überall, nur nicht in der Liebe sucht, sucht er gleichsam im Finstern nach einem Weg.«

›Wenn ihr mit Engelszungen redet, so habet ihr die Liebe nicht.« Golgatar 1.13

›Und wenn ich prophetisch reden könnte und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis hätte; wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts.« Neues Testament, Paulus (1 Korinther 13,2)

›Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte, und wenn ich meinen Leib dem Feuer übergäbe, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts.« Neues Testament, Paulus (1 Korinther 13,3)

Das Paradies der Erde liegt nicht nur auf dem Rücken der Pferde. Es liegt in der Gesundheit des Leibes und am Herzen des Weibes. Für all das ist Geld nicht das schlechteste Schmiermittel. Es ist der Fährmann im Meer des Lebens, die beste Hebamme für gute Taten. Geld ist der wahre Apostel der Gleichheit; wo es auf Geld ankommt, verlieren alle sozialen, politischen, religiösen und nationalen Vorurteile ihre Geltung. Bringst du Geld, so findest du Gnade, sobald es dir mangelt, schließen die Türen sich zu. Nur, Petrus interessiert an seiner Pforte kein Kontostand, aber auf Erden ist Geld ein Schlüssel für viele Türen, ein guter Diener und ein schlechter Herr. Es ist eine neue Form der Sklaverei, weil man ausgeben muss, was man verdient hat und nicht tun kann, was man möchte. Auf die Frage nach ihren Zukunftsplänen geben viele Lottogewinner an, das Leben künftig mehr genießen, Familie und Freunden mehr Zeit widmen zu wollen. Interessanterweise machen viele nichts

dergleichen und widmen den Rest ihres Lebens dem Ziel, noch mehr Geld zu bekommen. Schließlich geht es um die Kinder. Paradoxerweise zeigen sich verwöhnte Kinder eher undankbar, anstatt ihre Eltern mehr zu lieben. Zurecht. Werden sie älter, gehören sie zu jenen Menschen, die schlechter mit den Enttäuschungen des Lebens zurechtkommen werden.

»Man muss sich fragen, was dem heutigen Menschen mehr Schaden zufügt«, stellte Nik in die Runde, »die verblende Geldgier oder die zermürbende Hast? Das Call-Girl hat die Mätresse ersetzt, weil vor lauter Habsucht die Männer, die für ihre Frauen keine Zeit haben, auch für ihre Geliebten keine Zeit mehr haben.« Nik dachte oft an Frauen, an keine, die er kannte, er dachte an alle Frauen, die er versäumt hatte, er dachte an ihren Schoß; Schöße, Münder und seine Zunge in ihren Mündern. Mit vielen Frauen schlafen macht lebendig. Als Nik das versuchte, hatte er sich dabei eher wie ein Zombie gefühlt.

Jetzt sprach er mehr zu sich als zu den Freunden:

»Einer charmanten Frau dienen, das ist die Beschäftigung der Beschäftigten. Jeder normale Mensch sucht sie. Alles andere ist daneben Nebenbeschäftigung. Aber ein alter Junggeselle wie ich, der nur Nebenbeschäftigungen hat, muss sich an die Geselligkeit halten. Und die heitersten Gesellen sind lauter Leute, die die Einsamkeit suchen. Denn sie wissen, wenn das Fleisch müde und fahl wird, der Leib schmerzt, die Haare ausfallen, das Zahnfleisch grau wird, dann ist es besser, allein zu sein. Wenn du es gewohnt bist, immer allein zu sein, schaust du ganz anders als jene Familienmenschen. Du bekommst diesen opportunistischen Ausdruck. Eine aufgehende Tür in der Kneipe, die andere gar nicht bemerken, lässt dich aufblicken. Ständig wandert dein Blick von Option zu Option. Wenn alle schon schläfrig sind, bleiben deine Augen, die Augen des Einzelgängers, noch wach; sie warten noch darauf, dass was geschieht, das was kommt. Die geben nicht nach, die stehen auf ihrem Posten.« Mina hatte mittlerweile ihre Sicht erweitert:

»Vielleicht verdirbt Geld den Charakter. Auf keinen Fall macht Mangel daran ihn besser. Geld macht nicht glücklich, aber unabhängig – wenn auch nur von Geld. Und es gibt kaum ein größeres Glück als Unabhängigkeit.«

»Für mich ist Glück«, sagte Paul, »eine gute Gesundheit, ein pralles Portemonnaie und ein schlechtes Gedächtnis, um schnell zu vergessen, die einzige Gnade, die ein Herz besänftigen kann, das ein wütendes Feuer verzehrt. Einem Menschen mit schlechtem Gedächtnis helfen Erfahrungen auch nicht viel. Aber Vorteil des schlechten Gedächtnisses ist, dass man dieselben guten Dinge, mehrere Male zum ersten Mal genießt und viele Premieren erlebt.«

Er war längst nicht mehr der herumgetriebene Abenteurer, der er einmal gewesen ist, nicht mehr gierig, dieses einmalige Leben und diesen ebenso einmaligen, rätselhaften Planeten kennenzulernen. Es ist schade, dass das Leben so selten bar zahlt.

»Nun denn. Auf das schlechte Gedächtnis!«, sagte Rob.

Die Gläser klinkten.

Kaum hatte Paul abgesetzt, ergänzte er seine Aussage:

»Nein, wahres Glück findet sich erst in der Mäßigung – und die ist eine Übungssache. Wenn sich der Maßlose erst einmal an das Geld, das er verdient, gewöhnt, wird er nie wieder ohne diesen Zuschuss auskommen. Ich sehe es so: Armut scheint Geld zu bedürfen. Sie würde verschwinden, wenn das Geld abgeschafft werden würde.«

Charmant-naiv verteidigte Paul die Ideen des Urkommunismus. Das tat er nie verbissen. Dazu war er zu lebensfroh. Er gab seinen Worten erneut eine andere Richtung:

»Als erstes im Bankgeschäft lernt man den Respekt vor Nullen, dann die Tatsache, dass der Finanzmarkt ein Zoo ist. Tiere, die nicht klettern können, sollten ihr Geld nicht einem Affen anvertrauen. Es gibt da draußen schwarze Schafe, gierige Geier, scharfe Haie und jede Menge Eintagsfliegen. Ich weiß nur noch nicht, wozu ich zähle.«

Paul präsentierte seine Gedanken wie in einem Selbstgespräch, mehr sich selbst als seinen Freunden. Ihm war bewusst, dass sein Geschäft, das Finanzgeschäft, für den Einzelnen zum Profitabelsten gehörte und für die Allgemeinheit völlig nutzlos war. Er hatte seine Dauerthemen, wie die meisten Menschen. Das rührt nicht von beschränktem Geist, sondern von unerfüllten Träumen. Pauls Gedanken kreisten immerfort um dicke Busen und warme Strände. Er war ein egozentrisch-nymphomaner Narziss, ein Egoist, der Optimismus ausstrahlte, ein Scheusal mit Charme und so manch einem Lichtblick. Er fuhr fort:

»Uns Europäer dünkt, je mehr natürlicher Reize ein Landstrich hat, um so mehr Begriffe von dem, was schön ist haben seine Bewohner, und überhaupt einen reicheren Vorrat von Ideen und mehr Anlass zum Nachdenken als die Einwohner unfruchtbarer, einförmiger Ebenen, welche an keinem Gegenstand ihre Augen weiden, durch keinen ihre Einbildungskraft begeistern können. Wir glauben, die Vernunft wandere in kleinen Tagesetappen von Norden nach Süden mit ihren beiden Schwestern, der Industrie und dem Handel. Erfahrung und Toleranz begleiten sie. Nun, ich bin anderer Meinung. Wenn es um Toleranz geht, machen die Industrienationen einen Heidenlärm, vermissen sie eher bei anderen als dass sie sie selber üben. Im Norden wenden die Menschen viel Mühe für ein undankbares Erdreich auf; im Süden wenden sie wenig für ein fruchtbares auf. Daher entsteht ein Unterschied, welcher die einen arbeitsam und die andern beschaulich macht. Wir haben nicht nur in der Sprache, sondern auch im Denken und Fühlen den Akzent unseres Landes.«

Trotz Karriere in der Finanzbranche war Paul ein Tramp geblieben. Als ›Teilzeit-Freak‹ der alten Schule beschrieb er sich. Dazu gehörte, dass er einfache Genüsse anbetete. Sie waren seine letzte Zuflucht eines kompliziert gewordenen Lebens.

»Nichts verhindert den rechten Genuss so wie der Überfluss. Uns ging es noch nicht darum, in möglichst schmutzigen, ausgewaschenen und unpraktischen Kleidern barfuß durch die Welt zu stapfen, nur weil es ›hipp‹ ist. Hippys heute scheinen lieber zu lagern als zu laufen, auf Wanderwegen trifft man sie nicht mehr. Ihre Accessoires angefangen von falschen Dreadlocks bis zum billigen Öko-Schmuck, nichts als Kommerz. Und dann die Kleider: Kratzende Jute, beißende Wolle; wenn es einmal regnet, ist alles schwer wie ein Stein. Und wieder trocken, ist es rau wie Schleifpapier und riecht nach altersschwachem Hund. Sicher, die Mode jeder Generation gleicht aus Sicht der anderen Generationen der Ausstattung eines Hofnarren. Männliche Genitalien nur notdürftig in ein Säckchen hineingezwängt, das an zwei Schnüren angenäht ist, die seitlich an den Hüften zu je einer Schleife verknüpft sind. Manchmal gehen die Schnüre auf und man muss die Minibadehose neu binden. Der schlechte Geschmack gefällt, so bald er Mode wird. Da trägt man sogar den Kuhschwanz als Halsband, Wollmützen im August und Bauchfreies im Januar. Strings, die oben aus rutschenden Hosen ragen und unten nur Dreiviertel lang getragen werden.

Um auszusehen wie ein Clown, dafür bin ich zu faul. Ich reise lieber mit dem Drittel an Gepäck, dafür trocken und sauber. Nichts ist ausreichend für den, dem das Ausreichende zu wenig ist. Aber je mehr man mit Wenigem tun kann, desto mehr kann man mit Vielem tun. Der Unzufriedene hat oft zu viel, aber nie genug. Live simply, thar others may simply live!«

»Ich bin der Meinung«, sagte Rob, »durch Selbstverkauf verrät der Mensch die Beschaulichkeit und gerät in die Sklaverei. Wie zu allen Zeiten zerfallen auch jetzt noch alle Menschen in Sklaven und Freie. Denn wer von seinem Tage nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sklave, er sei übrigens wer er wolle: Staatsmann, Butler, Bettler.«

»Die Wirklichkeit sieht anders aus«, widersprach Hardy. »Das Leiden der Sklaven hat in der Geschichte keine Spuren hinterlassen, während die Römer die Geschichte großer Teile der Welt gestalteten. Proles war bei den Römern diejenigen, die dem Staat nicht mehr als ihre Kinder zu bieten hatten. Das ist heute noch so. Gemäß Ursinn dieses Wortes sollte nicht die Proletarisierung das Ziel sein, sondern die Entproletarisierung, das hat der Kommunismus verkannt.«

»Die berühmte athenische Demokratie stützt sich vom ersten bis zum letzten Augenblick ihrer Existenz auf die Sklaverei«, bemerkte Nik. »Muße braucht immer Sklaven. Ob bei den Philosophen der Antike oder der Freizeitgesellschaft der Neuzeit. Wir kleiden uns täglich drei Mal um, nehmen Bäder, essen fünf Gerichte, wohnen in zehn Zimmern. Alles Dinge, die ohne Sklaven nicht getan werden können. Die neuen Sklaven sieht man nur nicht leiden. Sie schuften am anderen Ende der Welt – an den Hochöfen Südamerikas, untertage in China und Indien. Sie bekommen heute Lohn, nicht nur freie Kost und Logis. Sie könnten kündigen. Doch was ist die Alternative zur Kündigung? Reich der Lohn zu mehr als Kost und Logis, die man selbst organisieren muss? Der Schuster hat das Wenigste von seinem Handwerk. Nur Blasen an den Fingern, damit sie seinen Kunden an den Füßen erspart bleiben. Ist ein Bergmann etwa, der mit seiner Frau und seinen Kindern die von Sachverständigen geforderten Mindestquadratmeter seiner Wohnung betritt, mit Betten, die tagsüber in der Wand verborgen werden, um abends unter verzweifelterm Gekreische der Feder wieder ausgegraben zu werden. In dieser Wohnung, die nach Plänen der besten Raumaussnutzung aber ohne Rücksicht auf Menschlichkeit angelegt wurde, ist er noch Mensch oder schon Ölsardine? Was alle trifft, erträgt man leicht. Er teilt die Wohnung wie sein Schicksal mit Verwandten, die das Unglück und Arbeitslosigkeit zu ihm getrieben haben, für die eine blanke Fabrik mit geölten Werkbänken und bezahlter Achtstundenarbeit als das Paradies erscheint. Er schielt auf den Bürojob des Schwagers, neidet ihm desse Teil in ein Zweifamilien-Eigenheim, nur, weil seine Frau ihn dauernd darauf stößt. Das mühsam Steuerhinterzogene des Schwagers reicht kaum aus, um den Familienwagen zu bezahlen. Deshalb vermietet er die Anliegerwohnung an Studenten, deren Geld er braucht, um die Raten für die abscheulichen, unpraktischen, viel zu großspurigen Möbel zu zahlen, für das Schlafzimmer ›Shanghai-Sun‹. Er träumt vom neuen Wandverbau, in dem man die Sauereien seines Privatlebens verbergen kann. Man kann Bücher, eine Multimediaanlage, die Münzsammlung, ein Terrarium dem Auge des Betrachters entziehen. Seine Pornosammlung, den Bierwärmer, den sie als Massagestab nutzt und sonstiges Durcheinander dahinter sieht der Besucher nicht.

Man prominiert im Stadtpark. Dort gibt es Reiter. Es gibt schönere Gegenden zum Reiten, doch nirgendwo wird man von so vielen unschuldigen Familien mit unschuldigen Hunden und Kindern an der Leine bestaunt, die sagen: Ein schönes Pferd, auf dem auch sie gern reiten möchten, wofür sie eine Ohrfeige bekommen. Das können wir uns nicht leisten, brüllt der Vater.

Wenn wir nicht dadurch, was wir wollen aber nicht haben können, stark würden, dann könnten wir nie stark genug werden.

Zum Ersatz wird dann der Bub auf das Schaukelkarussell gepflanzt, wo er gellend weiterplärrt.

Daraus könnte das Kind etwas, lernen, nämlich dass es für die meisten Dinge billige Kopien geben wird, die ihm vorbehalten bleiben: Minigolf, Rolex-Replikas im Internet, e-Bay-Ersteigerungen aus zweiter Hand, Chat-Partner als Bett-Partner, die man eigentlich nur deshalb anschreibt, weil man nicht völlig aus der Übung

kommen will.

Das Kind aber denkt nur daran, was ihm vorenthalten wird und hasst seine Eltern. Diese liefern es bei den Großeltern ab und fliegen wieder nach Alanya, obwohl sie von Aruba träumen. Die Türkei ist auch schön und voller billiger Textilien. Im Zweireiher aus Nylon schwitzt man wie eine Sau. Man gewöhnt sich an die viel zu engen, blutabschnürenden Bündchen am Handgelenk des Freizeitanzugs. Für Hochzeiten und Beerdigungen hängt seit Dekaden ein echter Hugo Boss im Schrank. Wenn man auf die Ernährung achtet, ist er ein Stück, das man ein Leben lang tragen kann; denn man ist für möglichst wenig Änderungen im Leben. Im Sparschwein dieses Lebens steckt man fest, in diesem bläulich angelaufenen Tumor. Hauptsache billig. Skier aus dem Winterschluss, die erst im nächsten Jahr zum Einsatz kommen. Modische Damenkleider direkt aus dem Fabrikrestemarkt, Kinderspielzeug direkt aus einer Rückrufaktion der Fabrik, zu Weihnachten Säcke mit Lebkuchenbruch, Mitschnitte raubkopierter Kinofilme, PC und Elektronik direkt vom Einbruch, die Zigarettentangen, keiner weiß, woher?

Er träumt vom neuen Wandverbau, in dem man die Sauereien seines Privatlebens verbergen kann. Man kann Bücher, eine Multimediaanlage, die Münzsammlung, ein Terrarium, die Hobbygeräte dem Auge des Betrachters entziehen. Die Pornosammlung und sonstiges Durcheinander dahinter sieht der Besucher nicht. Der Schwager trinkt jetzt immer öfter, wenn seine Frau sich dann noch weigern sollte, holt er immer öfter aus. Die Polizei rückt heulend aus und fragt die Frau, warum sie schreit. Sie soll die Nachbarn schlafen lassen, wenn sie schon selbst nicht schlafen kann. Dann bekommt sie die Adresse von dem Frauenhaus.

Wer kein Geld hat, muss mit der Haut bezahlen, eingesperrt auf Lebenszeit in den Mauern von Mangel und Elend mit dem einzigen Recht, Kinder zu kriegen, auf das es immer so weiter gehe. Wir dagegen wandeln unsere ehemaligen Orte der Sklaverei zu Schaubergwerken und Industriedenkmalern um. Das heißt aber nicht, dass es bei uns keine Sklaven gibt. Schon die Angst davor, von seinem Vermieter rausgeworfen zu werden – Eigenbedarf, weil seine Töchter jetzt in der großen Stadt studieren wollen – ist das nicht Abhängigkeit und eine Form der Sklaverei? Zum Glück befindet sich das Seniorenheim gegenüber in der Straße. Einmietung vor dem Rentenalter ist erwünscht. Praktisch ist das: Nur die Hausnummer würde sich in der Adresse ändern.

Die vier a's – Arme, Alte, Arbeitslose Asoziale – sind heute zum Objekt des Kommerz geworden: In Discountern, Pflegeheimen und Fußballstadien lassen sie sich als stumpfe Masse des Konsums ausnutzen.« Es ist leicht, auf die Reichen zu schimpfen. Der Hass entspringt nur der Verbitterung darüber, nicht auch von Ausbeutung leben zu können. Der älteste aller menschlichen Zustände ist der Klassenkampf. Sklaven wollen sich von ihren Herren befreien und die Herren sich von ihren Frauen. Monarchen bekämpfen die Kirche und die Mieter die Untermieter. Unterdrückung ist kein Klassenproblem, sondern ein Problem der menschlichen Psyche. Darum ist es auch nur psychologisch lösbar: Der Sklave ist frei, solange er sich begnügt, und der Freie ist Sklave, solange er begehrt. Ewig Sklave sein wird, wer nicht versteht, von Wenigem zu leben. Einer ist Sklave seiner Sinnlichkeit, ein anderer seiner Habsucht, ein anderer seines Ehrgeizes, alle der Hoffnung, alle der Furcht. Wer nichts fürchtet, wird vielleicht ein Bösewicht. Wer zu viel fürchtet, wird sicher ein Sklave. Paul war ein Naturmensch, ein Südmensch im Herzen, hatte sich diese lebenswichtige Erinnerungsstütze daran erhalten, was der Mensch war, ehe sein Einfallsreichtum mit unendlich vielen Ablenkungen in sein Refugium einfiel. Paul brachte es auf den Punkt:

»Vor Zeiten lebte ich einmal im Überfluß. Ich hatte eine Freundin mit solchen Glocken!« Er zeichnete mit seinen Händen zwei Melonen in die Luft. »Wir schliefen am Strand, aßen Früchte vom Wald und Muscheln vom Riff und verbrachten den halben Tag im menschenleeren Wasser. Und wenn es regnete, zogen wir in Hütten. Keine Vorhänge deckten die Fenster aber durch die Vorsorge der Natur waren die Scheiben durch Spinnweben, Fliegendreck sowie deutliche Staub- und Regenspurten verdunkelt.«

Ob Häuser oder Autos in alles nagen sich eher früher als später Salzwasser, Luftfeuchtigkeit, Sonne und Termiten. Der Verfall ist das einzige stabile. Diese Vergänglichkeit macht so gelassen. Kleider, die man nicht regelmäßig anzieht, sind sowieso hinüber. Bücher halten ebenfalls nicht lang. Wenn man sich daran gewöhnt hat, ist diese Art von Vergänglichkeit sehr entspannend. Weil es die schönste Form des Loslassens ist. Nichts entspannt so wie die Unentrinnbarkeit. Deswegen beruhigt uns die Natur und erregt uns die Welt. In der Natur fühlen wir uns wohl, weil sie kein Urteil über uns hat. Natur kennt keine Vorlieben für irgendein äußeres Leben; sie wirft in dem Spinnen-Kopf eine unbewusste Messkunst, wie in den Newtons eine bewusste. Sie ist schön, wo sie die Kunst unzufriedener Menschen nicht verunstaltet. Wir zerstören Millionen Blüten, um Schlösser und Theater zu errichten, dabei ist eine einzige Distelblüte wertvoller als tausend Schlösser. Einem Maler sagen, er solle die Natur wiedergeben, wie sie ist, hieße, einem Pianisten sagen, er solle sich auf die Klaviertasten setzen. Was ist alle Kunst in einer großen Stadt gegen die Schönheit einer Wiese?

Freuet euch an uns, sagten die Luft und das Sonnenlicht; und wir erfreuten uns unserer Jugend draußen im Freien. Wir dachten nie über unser Essen nach und blieben schlank. Think small, stay skinny. Wir lebten, als hätten wir unbeschränkte Zeit, Verabredungen mit anderen Menschen in 100 Jahren. Wir waren arm und glücklich. Als wir damals noch unschuldige Sammler waren – oh welche Schätze haben wir besessen?

»Die kürzesten zwei Silben, um Glück zu definieren, sind für mich ›Warmstrand‹, setzte Paul seine Gedanken fort. »Na ja, wir sind älter geworden. Heute bedeutet Glück für mich: Sonnenschein auf der Hoteltapete und dass die neuen Schuhe nicht drücken.«

Wer Paul so reden hörte, glaubte ihm, dass er sich nach einem fernen Orte zurückzusehnte, während er eigentlich

sich nur nach der Zeit zurücksehnte, die er dort verlebt hat.

Robert, der Realist fragte sich: Wie bringt man es bei dem Bauboom an den warmen Küsten dieser Welt fertig, niemanden mit einer Villa am Strand, einem Häuschen oder nur einer Wohnung mit Meeresblick unter seinen Bekannten zu haben? Man muss ja nicht gleich die Familien Aldi und Adidas kennenlernen – obwohl warum eigentlich nicht?. Wie kann man bloß auf so vielen Hochzeiten tanzen und immer auf den falschen? Vielleicht ist diese Denkweise falsch, so als würde sich jemand wundern, warum er nicht schon längst Hotelier geworden ist, nur deswegen, weil er einen Großteil seines Lebens in Hotelbars herumlungerte und ein anderer nicht schon längst Medienstar ist, nur weil er keinen Presseball versäumte. Dennoch kam es Rob vor, als zöge er partout die falschen Leute an. Sogar auf Reisen lernte er stets die Falschen kennen: 54 Prozent der Deutschen wollen in München leben, der Ostdeutschen sogar mehr.

Die Frauen, die ich kennenlerne, gehören nicht zu dieser Mehrheit, wusste Rob. Eine Frau aus Görlitz, in den Pampas Südamerikas getroffen, teilt seine Kammer. Sie nennt ihn Lebensabschnittsbegleiter. Trotzdem freut er sich auf sie, solange sie nicht da ist. Auch sie zieht es vor, ihm fernzubleiben. Erst per Rund-eMail an all ihre Freunde erfährt er, dass sie umzieht. Fast hätte er diese Nachricht ungelesen gelöscht, weil sie den Charme einer Spam hat – unpersönlich, wie all seine Affären. Die beiden denken oft darüber nach, die Beziehung, die diesen Namen nicht verdient, zu beenden. Das kostet nur eine kurze SMS. Selbst dazu fehlt der Mut. Wozu auch? Liebe trocknet ja von selbst. Es wundert einen nur, wie sich die Dinge immer wieder ähneln: Zuerst erzählen die Frauen freimuetig von Ex-Partnern, immer als Verlierer dargestellt. Plötzlich gehört man selbst zu diesem Kreis. Welch Übermenschen müssen da die Nachfolger sein?

Paul würde sein ganzes Leben auf warme Strände stehen, nur die Infrastruktur, die er brauchte, musste sich verbessern. Zur Zeit stand bei ihm Rio de Janeiro hoch im Kurs. Die Menschen lieben halt das Glück, den Glanz und lachende Gesichter. Wer will es ihnen verübeln?

Paul brachte seine Vorliebe für dieses Land auf den Punkt, indem er sagte:

»Wenn du nach einem Grenzübertritt plötzlich keine Shorts mehr siehst, hast du Brasilien verlassen.«

Es stimmt. Wo sonst als in Rio sieht man Inder in Shorts zu Techno tanzen? Wo sonst kann man einen blonden Penner mit einer Brasilienfahne als Bekleidung sehen, der auf seinem Cocker Spaniel Luftgitarre spielt? Wo sonst staffiert sich ein kohlrabenschwarzer, neunjähriger Schuhputzer auf dem Straßenmarkt so aus, dass selbst Paris und Mailands Haute Couture sich die Finger danach lecken würden? Wo sonst braucht man kein Haus zu betreten und kann trotzdem die ganze Nacht durchtanzen bei fast kostenlosen Caipirinas? Auch der Erdnussverkäufer und Aludosensammler reihen sich in den Samba-Rhythmus, vergessen, dass sie schon morgen auf dem Markt, um ihre Familien zu ernähren, gebrauchte Zahnbürsten feilbieten müssen. Das und einige Superlativen mehr bietet der Stadtteil Lapa unter seinen zwei Viaduktbögen. Natürlich, anstelle fasziniert die Flugzeuglandungen über den Palmen und unterhalb des Zuckerhutes zu betrachten, anstelle das Treiben der Ladyboys zu bestaunen, kann man die armen Straßenmädchen der Favellas zählen, den Gestank der Exkreme und nicht den der Garküchen wahrnehmen. Man kann sich fragen, warum Hunde und Katzen diesen Ort instinktiv meiden. Tiere haben ein Gespür für ungesunde Plätze und Lebensmittel. Sie meiden alkoholische Getränke von über 12 Prozent. Die Natur kennt nur das Vergären, nicht das Brennen von Alkohol. Aber würde man mit solcherlei Fragen hierher zum Sonnenuntergang pilgern um erst wieder bei Sonnenaufgang zu gehen – und das an einem Montagabend?

»Wer in die cappuchinofarbigen Gesichter Brasiliens blickt,« pflegte Paul zu sagen, »weiß, die Mittelschicht kennt keinen Rassismus. Die Rassenmischung ist ihr Ziel.«

Hardy kannte sich mit dem Definieren von Glück ebenfalls aus und sagte:

»Nach zwei Orgasmen in der Löffelchenstellung zwischen zwei Frauen einzuschlafen ist das schönste Gefühl, egal ob im Knast von Istanbul oder am Strand von Bali.«

»Schönes Bild, jedoch nicht ganz unabhängig vom Alter«, sagte Robert. »Schlaffe Haut, Schnarchen, Schwitzen: Wer da noch die Löffelchenstellung genießen kann, genießt vermutlich alles.«

»Was ihr meint, ist, dass die Kunst des Ausruhens ein Teil der Kunst des Arbeitens ist«, vervollständigte Nik, »da gebe ich euch recht. Doch das Glück ist eine leichte Dirne und weilt nicht lang am selben Ort.«

Schon die Liebe liebt das Wandern, Gott hat sie so gemacht, von einem zu dem andern – fein Liebchen, Gute Nacht.

»Ich sehe das so,« fuhr Nik fort: »Hat dein Haus auch tausend Zimmer, zum Schlafen brauchst du nur eines. Ob Wallstreet-Broker oder Schwammtaucher – wer satt ist, nicht friert und liebt, kann sich reich fühlen, solange er nichts weiter begehrt. Glück und Erfolg sind in uns, in uns oder nirgends. Mit sich selbst zufrieden ist das solideste Glück. Was ist des Reichtums Maß, fragt man? Zuerst: Haben, was nötig ist, dann, was genug ist. Das Glück ist wohl hauptsächlich Frieden. Ergo: Weniger Arbeit, weniger Überfluss.«

Aber der Broker kann wählen, ob er Fischer wird oder Broker bleibt, der Fischer nicht«, gab Paul zu bedenken.

»Glück ist es, die Wahl zu haben. Reichtum kann man verstecken, aber nicht Armut.«

»Die menschlichen Paradiese halten nur so lange, so lange man sich nicht darin niederlässt. Ein Schlaraffenland, wo nichts beginnt und nichts aufhört, ist keines mehr«, bestätigte Robert.

Pauls Gedanken kreisten eher um den Spruch: Wer Arbeit kennt und danach rennt und sich nicht drückt, der ist verrückt.

»Das meine ich nicht. Ich meine, die Arbeit ist grundsätzlich keine Tugend, eher ein Laster. Christus ging keiner

geregelten Arbeit nach!«

»Du erinnerst mich an eine Katze«, sagte Mina zu Paul. »Sie frisst gerne Fische, will aber nicht ins Wasser. Realität ist: Arbeit hat bittere Wurzeln, aber süße Früchte.«

»Realität ist auch, dass Reichtum selbst Brüder uneins macht«, entgegnete Paul.

»Arbeit führt das ganze Dorf zusammen«, konterte Mina.

»Wenn schon Christus nicht gearbeitet hat, Mutter Teresa schon!«, warf Rob ein. Die albanische Nonne, die in den Slums von Kalkutta wirkte, war Roberts größtes weibliches Idol. Ein Vorbild war sie für ihn, den Egoisten, nicht.

Der Friede geht von dem aus, der Liebe sät, indem er sie zu Taten für den Nächsten werden lässt. Für Invalide und Kranke, aber auch für den Klassendicken, der noch nie eine Sportart aus größerer Nähe als dem Fernsehbildschirm betrachtet hatte, mit dem nie jemand tanzt, schlug ihr Herz. Vielleicht, weil sie immer wußte, dass sie irgendwie eine von ihnen war: Außenseiter. Sie kannte das Gefühl, wenn du dir endlich mal bemerkenswert vorkommst, ist immer einer da, der sich nicht erinnert, dich überhaupt je kennengelernt zu haben. Leute, die sich nie an unseren Namen erinnern, schüchtern uns ein. Sie musste sich oft ablenken, damit sie sich nicht mehr genieren musste – so wie sie das immer tat, wenn sie sich vorstellte, wie ihre Familie wohl auf Außenstehende wirkte. Sie genierte sich sogar für Leute außerhalb ihrer Familie, Angst habend, jemand könnte sich darüber, wie einer ihrer Bekannten redete, lustig machen und ihn damit verletzen.

Ohne Mitleid ist kein Mitfreuen. Der Weg des Menschen zum Glück führt über den Umweg des Glücks anderer. Bekommen, was man sich wünscht, ist Erfolg. Sich wünschen, was man bekommen hat, ist Glück. Rob zitierte Mutter Teresa, die so oft drauf und dran war, Gott zu fliehen – und es doch nicht tat. Genau deshalb wurde sie zu seiner Heldin:

»Sie hat gesagt: ›Mein Bankier ist der liebe Gott.« Aber sie wusste, man kann Gott nur auf eigene Kosten lieben und verliert die Beziehung zu ihm, wenn man zu enge Beziehungen zu Geld hat. Sie sagte über Arbeit, ›erbitte Gottes Segen für deine Arbeit, aber erwarte nicht, dass er sie auch noch tut. Du kannst beten, während du arbeitest. Arbeit hält das Gebet nicht auf und das Gebet nicht die Arbeit.« All das war Mutter Teresa.«

Zitate sind das Eis für jede Stimmung.

»Amen!«, sagte Nik und erhob sein Glas.

Die Flaschen waren leer. Es war spät geworden.

»Ich muss los«, sagte Nik.

»Denn wie ihr wisst: Wer abends zu viel säuft, kann morgens kaum arbeiten.«

»So wie: Wer am Vortag zu viel vögelt, am nächsten Tag auch nicht fliegen kann«, ergänzte Paul.

Nun, dieses Problem hatte Robert gerade hinter sich. Morgen war Werktag und er würde ausschlafen. Der Schlaf ist das einzige Geschenk, das uns die Götter ohne Arbeit geben. Für viele Menschen verhält es sich mit der Arbeit so wie mit dem Licht für die Motte. Sie liebt es nicht, aber sie braucht es. Arbeitslosigkeit ist für diese Menschen, wenn der Höhepunkt des Tages die Briefkastenleerung ist, der Höhepunkt der Woche der Bewerbungsbrief, der des Monats die Überweisung der Stütze, der des Jahres das Vorstellungsgespräch. Fieber, Tage davor. Du weißt, für den ersten Eindruck gibt es keine zweite Chance. Und dann die gutgemeinten Vorwürfe der Freunde: Plastik ist out. Nimm eine Bewerbungsmappe aus Papier! Nimm ein anderes Bild! Kleine Menschen benutzen in ihrer Bewerbung immer große Photographien. Bewerben hat viel mit persönlicher Einstellung zu tun. Aus diesem Grund landen die Bewerber am Ende dort, wo sie beruflich hinpassen. Nur die, die da nicht landen, glauben nicht daran.

Die meisten Menschen werden nicht einmal ihren eigenen Erwartungen gerecht und fühlen sich auch noch betrogen. Die, die ihren Erwartungen weit voraus sind, machen das Rennen.

Die Fortgeworfenen sind nicht nur die Bettler, Abfälle, Schalen von Menschen, die das Schicksal ausgespioniert hat. Feucht vom Speichel dieses Schicksals kleben sie an Bänken im Park, an einer Laterne, einer Plakatsäule, Männer mit der verlangsamten, ziellosen Motorik von Arbeitslosen. Sie liegen in ihren Betten und ihr Tag ist wie ein Ziffernblatt ohne Zeiger. Wenn sie erwachen und meinen, nun wäre es früh, so ist es Nachmittag und bleibt Nachmittag und hört nicht auf Nachmittag zu sein. Fürchterlich verloren ist einer, der nichts zu verlieren hat; es redet sich so leicht ein, wertlos zu sein, wenn niemand da ist, der einen braucht und schätzt. Neben vielen anderen Dingen in ihrem Leben, die abgeschafft waren, war es vor allem die Zeit. Nicht die dunkle und die helle Zeit des Tages und der Nacht, sondern die gedachte Zeit des Zieles und der Richtung. Wie trist ist das, zu Menschen zu gehören, deren Erfolge darin bestehen, sich verkleidet als Geschäftsmann, im grauen Business-Tweed aus einer besseren Zeit, jedoch passend zum grauem Gesichtsteint der Gegenwart, irgendwo einen Eintritt zu erschleichen oder das Sozialamt um ein paar Groschen zu betrügen? Darüber reden sie dann – die Stütze als Dauerthema. Schon erstaunlich – Menschen haben sich immer noch etwas zu erzählen, auch wenn dabei längst nichts mehr gesagt wird. Je älter sie werden, um so schlimmer werden ihre nichtssagenden Klagelieder über Gallensteine und Rheumaschmerzen. Wieso wird ausgerechnet darüber so viel gesprochen, was keiner hören will?

Nenne dich nicht arm, weil deine Träume sich nicht erfüllten. Wirklich arm ist nur, wer nie träumte. Wir sind arm, aber mit Geschmack. Arm und vergnügt ist reich und überreich. Arm ist nicht der, der wenig hat, sondern der, der nicht genug bekommen kann. Nicht wer nichts hat, nein, wer nichts kann, der ist ein armer Mann. Chronisch Kranke, deren Höhepunkt die Chefarztvisiten sind und Gefängnisinsassen, deren Höhepunkte die

Mahlzeiten bilden, werden das verstehen. Und dennoch! ›Arbeitslos und Spaß dabei‹ muss kein Widerspruch sein? So lange daraus nicht ›Ich bin proll und fühle mich gut dabe‹ wird.

No school, no job, no problem.